

16.2.1927

Stadt
Gelsenkirchen

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrgang

Heft 11

SA



Prunke

Verlag: Georg Stilke, Berlin NW 7

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

Louis Schröder

Danzig, Große Scharmachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potthaus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

571)

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

— Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten —

Jetzt ist die Zeit da daß Sie für
warme, schützende
Winter-
Fußbekleidung
sorgen müssen.



1561
Phoenix
Wellington-Stiefel
und Schneestiefel
sind die rechte Wetterbekleidung.



Harburger Gummiwaren-Fabrik

Phoenix
HARBURG-ELBE

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrgang

Nr. 11

Vom Sinn des Lebens

Von Franz Lüdtke

Zuweilen möchte ich die Menschen, denen ich auf den Straßen des Seins begegne, fragen: Was haltet ihr vom Leben? Was, meint ihr, ist sein Sinn? Was soll es euch bringen? Oder: Was bringt ihr ihm? — Ja, ich hätte der Fragen allerlei.

Ich hab's gelegentlich auch getan und so gefragt. Und dann fand ich, daß mancher überhaupt keine Antwort wußte, und mancher sich mit der wichtigsten Frage des Lebens, was es nämlich mit eben diesem Leben sei, noch nie auseinandergesetzt hatte; jenes Ringen Jakobs mit Gott — sie wußten nichts, nichts davon. Und andere wieder, die gegrübelt oder vielleicht auch gekämpft hatten, deren Antwort war dem wirklichen Sinn des Lebens oft entgegengesetzt: lebensfeindlich.

Den meisten ist, bewußt oder unbewußt, das Leben einfach um des Lebens willen da. Sie leben; wozu noch fragen. . . . Die Tage rollen sich ab und die Nächte; es wird gelebt, und einmal wird nicht mehr gelebt. Dies „einmal“ rückt man weit von sich, soweit als möglich hinaus, und bis dahin. . . .

„Ich lebe!“ Nicht das Leben als solches mehr, nein, das eigene, das Ich-Leben, das Ich wird zum Maßstab der Dinge, der Anschauungen, der Wertungen des Lebens selber. Der Sinn des Lebens ist das Ich.

Das Ich wird zum Gott. Ihm wird gedient, gehuldigt, geschmeichelt. Was gehen es die anderen an! Ja, solange sie auch dienen und huldigen und schmeicheln — meinem Ich nämlich! Sonst . . . und drohend fordert der Ich-Gott: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.

Es ist nun aber nicht nur ein Ich da, das meine, sondern auch andere, und alle treten mit den gleichen Ansprüchen ins „Leben“. So

entbrennt der Kampf aller gegen alle, Ich steht gegen Ich — in Friedlosigkeit, Krieg und Haß. Das mächtigste Ich wird zum mächtigsten Gott; also: Macht erkämpfen, Macht brauchen! Die Lösung heißt: Erfolg, Erfolg in der Welt, gegen die Welt, über die Welt . . . und verhallt, verschollen ist das Meisterwort dessen, der einst sprach: „Ich habe die Welt überwunden.“

Nein, diese Ich-Welt, die mit jedem Ich unweigerlich einmal zusammenbricht und in Trümmer geht, ist sinnlos. Wohl ist das Leben des Lebens Sinn, aber nicht das Ich-Leben, sondern das All-Leben, das große, weite, unendliche, in dem alles einbezogen, alles einander verbunden ist: Blume, Tier, Sonntag, Werktag, Wolke, Stern, Ich, Du, Welt und Gott — ein einziges Gemeinsamsein, Verschwistertsein, ein Leben im All-Leben, ein Leben für das All-Leben, das ist des Lebens Sinn. Einen anderen gibt es nicht.

In einer Zeit, da die Menschen-Ich sich aus dieser organischen Verbundenheit, die niemand leugnen kann, die leiblich und seelisch besteht, gelöst hatten, in der sie der All-Gemeinsamkeit fremd, gottfremd geworden waren und sich in Taumel, Vernichtungswut, überschlagendem Wahnsinn selbst zerstörten und verbluteten, stellte Gott die Einheit greifbar wieder her: in Jesus Christus. Die Welt konnte zu Gott nicht mehr kommen; täglich ward die Strecke der Gottferne weiter und grauvoller. Da ging Gott zur Welt, in die Welt, als Gestalt zur Gestaltung, als Mensch ins Menschentum.

Er wollte den Sinn des Lebens zeigen, das Geheimnis der letzten Einheit.

„Brüder“, sprach Gott zu den Menschen. „Schwestern“, sprach er. „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid . . .“

Was gab, was lehrte, was lebte er vor ihnen? „Große Freude, die allem Volke widerfahren wird . . .“

Letzte Einheit: alle Sünden vergeben, ausgefüllt die Kluft zwischen Gott und Welt, kein Hüben und Drüben, keine Feindschaft zwischen Ewigkeit und Zeit! Liebe, nichts als Liebe, das heißt: nichts als Einssein, und die heilige Offenbarung: Gott ist die Liebe, wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Gott ist die Wahrheit. Es gibt keine andere Wahrheit als Gott, keine andere Wahrheit als die Liebe, das Einssein, die letzte, unendliche Verbundenheit.

Ist das so schwer: Liebe? So unmöglich: Liebe?

Den, der die Liebe gab, lehrte und lebte, schlugen sie ans Marterkreuz: ja, sie kreuzigten Gott. Und gingen den alten Weg, den Weg des Ich, des Ich-Gottes, neben dem es keine anderen Götter gab, den Weg in Gottferne, Taumel, Vernichtung, Tod.

Und unsere Zeit?

Ich möchte die Menschen, jeden Menschen, dem ich auf der Straße des Seins begegne, fragen: Weißt du vom Sinn des Lebens?

Ach, du sprichst vielleicht von ihm, „lebensklug“ oder gar gelehrt. Läßt alle Gelehrsamkeit und Lebensklugheit beiseite — des Lebens Sinn ist Gott, lebe du in deinem Leben Gott, lebe ihn bewußt, mit deiner großen oder geringen Kraft, mit deiner Schwäche und Unvollkommenheit, deinem guten Willen, lebe ihn, bewußt, aus vollem Herzen und ganzer Seele, lebe die Liebe, die Einheit, das letzte Verbundensein — lebe das Leben!

Enge Gasse am Dom

Von Karl Demmel

Sie ist still und einfach wie armer Leute Kind. Eng und dunkel wie ein Maulwurfsgang. Die Häuser sind schon alt und wacklig und haben sich manches Jahrhundert um den Dachfirst geschlagen.

Die Stadtväter haben einmal vor vielen Jahren der engen Gasse am Dom den Namen „Rosenmariengasse“ gegeben. Warum sie so getauft wurde, läßt sich nicht erforschen. So finnt sie nun in ihrem zerschlissenen Kleid durch das neue Jahrhundert. Es wohnen meist alte, weißhaarige Leutchen in der Rosenmariengasse, die arm und in Ehren grau geworden sind. Armut schändet ja nicht! Und ein ehrwürdiger Greis, der in der Rosenmariengasse wohnt, kann huldreicher sein wie ein König!

Grau ist der wenigen Häuser Gewand; oben zwischen den Dachrinnen lacht Himmelblau in diese Aermlichkeit hinab. Über die Sonne kann nie in die Rosenmariengasse kommen und da bleibt sie denn eng und dumpfig.

Ihr Gesicht ist immer Alltag.

Aber dennoch kann die alte Gasse ein Wunderland aufleben lassen. Wenn es um die Weihnachtszeit im Jahre ist und weißer Schnee auch in die Rosenmariengasse fällt, dann lebt zur Abendzeit ein Glanz wie aus Himmelsternen in der kleinen Straße auf. Das spitzbogige Fenster vom Dom schaut gerade in die Gasse in seiner ganzen Länge. Und wenn droben im hohen Kirchturm die Glocken zur Abendmesse ihr ehernes Lied singen und im Innern des Domes die Kerzenlichter angezündet werden, dann lebt das alte Kirchenfenster mit der Geburt des Herrn in wundervollem Glanze auf, dann strahlen von diesem Leuchten all die kleinen Fenster wieder. Und die Laterne an der Ecke schämt sich ihres nüchternen, gelben Lichtes. Da ist es, als wäre Gott durch die Gasse gegangen und hätte jedes Haus strahlend und festlich wie ein Kinderherz gemacht.

Felix Mesek

Von Dr. Otto Brattskoven

Die Malerei der Gegenwart ist heute in ein Stadium gerückt, in dem nicht mehr die Zugehörigkeit zu einer aktuellen Stilauffassung schon als Stufe zum künstlerischen Wert gilt, sondern es entscheidet eine Darstellungsform, die weniger einem stilistischen Dogma als vielmehr einem wesentlichen Herausstellen selbständiger Anschauungsweisen auf der Grundlage klaren Könnertums entspringt. Inmitten der expressionistischen Welle mit ihrem leider zu hochtrabenden Wortgetümmel war es nicht schwierig, mit einigem Geschick Arbeiten zu schaffen, die zeitweilig bedeutsam schienen. Aber schon aus einer kleinen zeitlichen Distanz erkannte man, daß der Mangel an faktischer und anschließend auch an überzeugend künstlerischer Substanz außerordentlich war. Man sprach deshalb plötzlich von einem Käthenjammer, und man vergaß, daß die vielen, im hymnischen Jargon abgefaßten Proklamationen niemals durch Maskenstwerke auch nur zu einem Bruchteil erfüllt werden konnten. Ohne Zweifel steht man mit diesem fatalen Widerspruch zwischen Versprechen und Erfüllung gegenüber früheren Stilbemühungen reichlich unglücklich da, jedoch darf eine andere Tatsache dabei nicht vergessen werden, die auf einen Ausgleich in der Bewertung der künstlerischen Kräfte hinzweist. Bislang galten allein die Führer der expressionistischen Richtung, deren Werke ohne Zweifel einen gewissen Wert repräsentieren, wenn es sich auch nicht ableugnen läßt, daß die unumströmkte Anerkennung allmählich die fortwährende künstlerische Mühewaltung abstumpfen ließ. Jetzt aber stehen sie nicht mehr so unumströmkt da, sie müssen kämpfen, um sich, nur teilweise mit gutem Erfolg, neben neuen Schöpfern behaupten zu können, die bisher weniger hervorgetreten konnten, deren Werke indessen aus einer klugen, umsichtigen, fortwährend an sich arbeitenden und nicht mit veralteten Mitteln waltenden Könnerschaft herangereift sind, und die jetzt gebieterisch aus sich heraus, nicht aus beliebter Aktualität, ihr Recht verlangen.

Unter diesen jetzt stärker als bisher in den Vordergrund tretenden und als wesentlich zu beachtenden Künstlern muß Felix Mesek schon deshalb in erster Linie genannt werden, weil er innerhalb der aus Ostdeutschland stammenden Künstler vielleicht am intensivsten um folgerichtige Ausprägung seiner maskünstlerischen Anschauung gerungen hat. Sein Entwicklungsgang ist außerdem nicht nur das Sinnbild eines Kampfes um die materielle Existenz, sondern viel stärker eines seelisch-geistigen Ringens um die Bändigung des Da-seins. Wenn heute seine Malerei und die umfangreiche Graphik den Ausdruck eines ruhigen, besinnlichen und mitunter fast arkadisch zu nennenden Heraushebens aus der Welt zu tragen scheint, man ent-

deckt dennoch selbst in den von stillster Betrachtksamkeit durchwebten Darstellungen einen stigmatischen Zug oder ein Mitklingen elegischer Stimmung.

Die Anfänge dieses wirklich eigenartigen, eine schöne, höchst selbständige und unserer Zeit entsprechende Nachfolge des Präraffaelitentums aufweisenden Schöpfers sind während der Hochblüte der Berliner Sezession um 1910 zu verzeichnen. Er ist am



Felix Neseck: „Der Park“

11. Juni 1883 in Danzig geboren, besuchte die Akademien in Königsberg und Berlin und mag in dem damals auf die Sezession konzentrierten Kunstleben der Reichshauptstadt die ersten Versuche unternommen haben, mit eigenen Darstellungsweisen sich bekannt zu machen. Durchdringende Erfolge hat er allerdings nicht erzielt, und er vertrat eigentlich nur eine Sondernote, die in der Faktur und in der Komposition schon von der nachimpressionistischen, über den Augeneindruck hinausgehenden und auf eine gewisse Akzentuierung

eingestellten Berliner Schule nach Liebermann bestimmt war. Besonderswert machte ihn dagegen ein Hang zu einer selbstwilligen Bizarerie, also ein ohne Zweifel geistig zu nennendes Hinausgehen über einen nur gegenständlichen Blick, der sich besonders in den graphischen Arbeiten bemerkbar macht und der beispielsweise einer 1913 erschienenen Folge von 13 Radierungen zu Goethes „Faust“ einen von der üblichen traditionellen Auffassung abweichenden Charakter gibt.

Im Kriege wurde die künstlerische Arbeit Mesecks fast voll-



Felix Meseck: „Landschaft“

ständig unterbunden; beinahe fünf Jahre unterblieb jegliches geordnete Schaffen. Als er dann 1918 erneut an die Arbeit ging, stand er gegenüber seiner Frühzeit schon anderen Zielen, wenn auch die alte Eigenart noch hier und da wirksam blieb. Die um diese Zeit allseitig durchdringenden expressionistischen Ideen nahmen auch ihn zeitweilig gefangen und kamen ohne Zweifel seiner zur Gedanklichkeit hinneigenden Art sehr entgegen. Absolut wurde er von dieser Stilwelle jedoch selten erfasst. Einige wenige Gemälde ekstatischen Wollens zeigen eine nicht sehr glückliche, teilweise verkrampte Handschrift und erst einige Übergangswerke, in denen der gedämpften Farblage ein weniger heftiges Äquivalent an formaler Figuren- oder Landschaftsanordnung beigegeben wird, lassen den kommenden Meister erkennen, der stärker und stärker zu einer strengen Flächen-

gliederung, zu einer durch ihre herbe Zurückhaltung natürlich wirk-
samen Stilisierung, zu still beseelter Lyrik und zu einer organisch in
sich ruhenden Bildform gelangt.

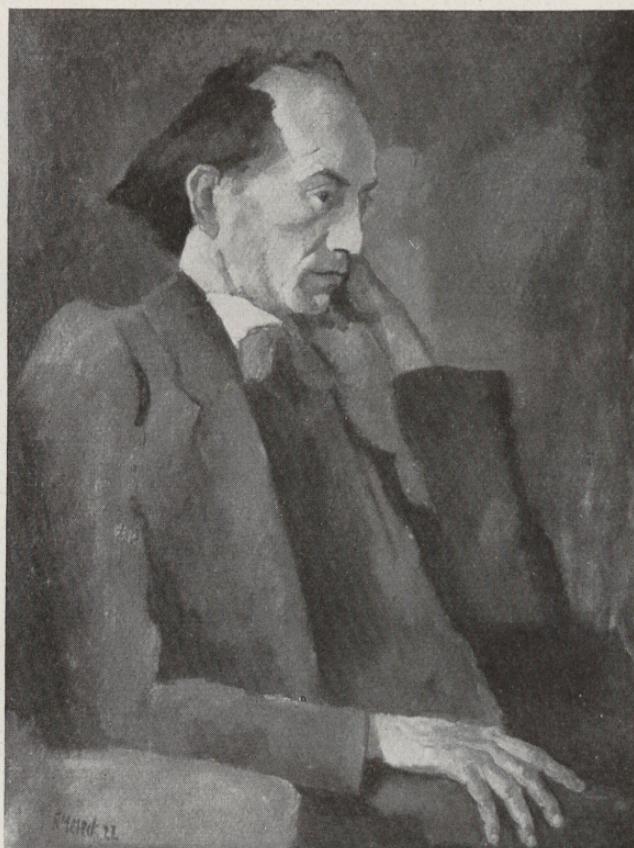
Ohne Frage sind die zahlreichen graphischen Arbeiten für den
Künstler das beste Mittel gewesen, um seine Einstellung zur Umwelt
und seine schöpferisch lebendige Natur zu klären. Wichtig ist es an-



Felix Mesack: „Dorfstraße“

zumerken, daß er, abgesehen von einer Folge von 10 Holzschnitten (1920) für den Kunstverlag Gurlitt, durchweg mit der Technik der kalten Nadel arbeitet, die wesentliche Umrißbildungen ohne viel technische Künstelein fordert. Die Hauptwerke dieses unermüdlichen, immer im Verlauf der Kunstgeschichte mit der nordischen Welt verknüpften und stets neu quellenden graphischen Fabulierens sind 18 Radierungen zu Goethes „Prometheus“ (1918), acht zu Novalis „Hymnen an die Nacht“ (1919), 16 zu Kleists „Penthesilea“ (1919), 10 zum Märchen aus „Heinrich von Ofterdingen“ (1919), 15 zu

Shakespeares „Hamlet“ (1920), sieben und fünf zu Shakespeares „Sturm“ (1921), sieben und acht zu Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ und schließlich eine Reihe von Blättern zu dem chinesischen Märchen „Sun Wu Kung“. In diesem graphischen Schaffen, das als solches erfindungsreich und mit allen Reizen graphischer Natur ausgestattet ist, spiegelt sich die geistige Ent-



Felix Meschede: „Porträt Gottfried Galston“

widlung des Künstlers, der in seiner Umprägung zuerst heftig bewegt, dann beruhigt bis zu einer ganz zarten Verunkenheit und schließlich mit einer ausgesprochen männlichen, wohl melancholisch durchsetzten, doch lebensklaren Betrachtung auftritt.

In den Malwerken ist diese Linie nicht so eindeutig festzustellen. Mitunter, wie in einer „Landschaft“ von 1924, möchte man annehmen, daß das heftige Geästel der Bäume allzu gefühlsbetont im expressionistischen Sinne scheint, aber schon die Ruhe der majestätisch einsamen Landschaft läßt erkennen, daß hier eine gewisse Ver-

lebendigung versucht wurde. Vollkommene Gestaltung sowohl im Bild- als im Stimmungsinne ist dagegen eine Dorfstraße aus dem gleichen Jahr, während ein Gemälde von 1925 „Im Park“ schon auf eine neue Bemühung im Schaffen des Künstlers hindeutet, obwohl der geruhsame Klang noch vorherrscht. Dieses neue Moment aber wird besonders offenbar in zwei 1926 entstandenen Werken „Straße“ und „Komödie“, die für eine Künstlernatur sprechen, die nicht bei einmal Erreichtem stehen bleibt, sondern lebendig weiterwirkend neue Wege einschlägt. Nach des Künstlers eigenen Worten bemühte er sich um seinen eigenen „Ausdruck des unheimlich rätselhaften und doch so idealischen Daseins“. Er schafft auf malkünstlerischem Wege Gestaltungen, die, in ihre Teile isoliert, nicht typologisch zu bewerten, sondern charakterologisch zu erkennen sind. Wichtig ist dabei die Ganzheit, die in ihrer bestimmten Aufstellung und unterstützt durch eine ohne Prätension angepasste Malweise einer geistig-seelischen Stimmung zur künstlerischen Wirklichkeit verhelfen will. Man hat diese Bemühung literarisch genannt, aber es scheint doch, als wenn hier neue Wege künstlerischer Möglichkeiten offen liegen, die nur einseitiger Ästhetik keinen Raum geben und neuen schöpferischen Energien zum Leben verhelfen. In den beiden letzten Gemälden von Felix Mesek ist dieses weiterschreitende Wollen schon Ereignis geworden. Es ist die malkünstlerische Manifestation eines geistigen Willens, der die Zufälligkeit verschiedener Gestalten nicht durch kompositionelle Bändigung an sich, sondern darüber hinaus durch den tieferen Zusammenhang symbolischer Spannung zu erreichen vermag.

Für diesen Aufsatz wurden die Abbildungen „Der Park“, „Landschaft“ und „Dorfstraße“ in dankenswerter Weise von der Jury freien Künstlers, Berlin, zur Verfügung gestellt.

Fahnenträger

Auf weißem Tuch
ein schwarzes Balkenkreuz.
Morgentwind, der um die Fahne weht.
Schlachtruf, der über die Felder geht.
Und der Tod, der am Wegrand steht.
So will ich den Tag.

Weiß ist die Unschuld.
Und schwarz ist der Tod.
Der Kampf ist vorüber.
Der Abend ist rot
von Blut.
Und die Fahne weht im Wind.
Ich weiß, daß viele gefallen sind.

Fritz Gay

Neue Baukunst

Von Adolf Behne

Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts machte die deutsche Baukunst — und ähnlich ging es in allen europäischen Ländern — mit pedantischer Konsequenz einen historischen Lehrgang der Stilentwicklung durch, beginnend mit dem altchristlichen Stile. Nacheinander und auch durcheinander baute man noch einmal römische und ravennatische Basiliken, romanische Klöster, maurische Höfe, gotische Burgen und Kirchen, italienische und deutsche Fassaden-Renaissance, barocke Wohnräume und Rokoko-Schlößchen, und auch auf die ägyptischen, griechischen, etruskischen und römischen Formen verzichtete man keineswegs.

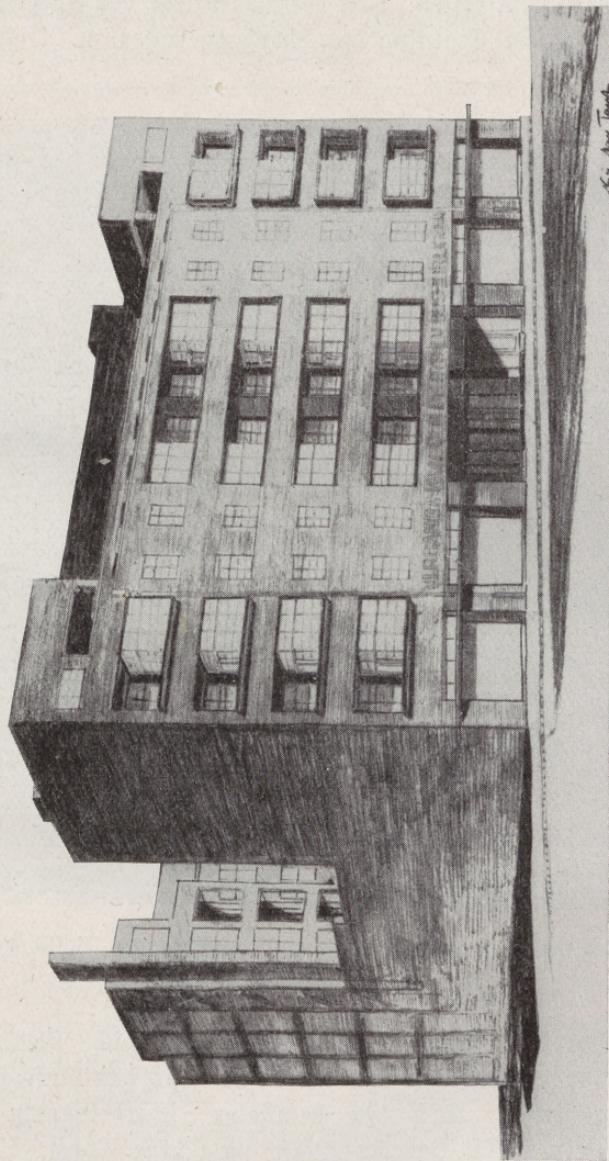
Von den offiziellen Bauten des Reiches bezeugen den historistischen Charakter der Zeit nach 1870 am nachdrücklichsten die Bauten der Postverwaltung, die unter dem ersten Reichspostmeister Stephan großes Gewicht auf glanzvolle Repräsentation legte — im Gegensatz übrigens zu den Wünschen Bismarcks — und ihre zahlreichen Neubauten jeweils „dem historischen Stadtbilde anpaßte“, so daß wir eine ganze Serie von romanischen, gotischen, barocken und klassizistischen Postanstalten haben, die leider fast ohne jede Ausnahme, selbst im Rahmen des Akademischen, schlecht sind und durch ihre Talmi-Formen äußerlichster Anpassung das schöne Alte mehr schädigen, als ein sachlich-schlichter Nutzbau es hätte tun können.

In den neunziger Jahren setzte eine sehr lebhafte Kritik an dieser Art zu bauen ein. Es erschien eine ganze Reihe von polemischen Schriften von Muthesius, Obrist, Schliepmann, Schumacher u. a., die das Unechte, Widersprüchsvolle und Neuerliche der neuen deutschen Baukunst scharf geizelten. Muthesius hatte die Führung. Er hatte an Ort und Stelle die bodenständige, feine und sichere Tradition des englischen Hauses kennengelernt und war unermüdlich darin, den Surrogat-Charakter der neuen deutschen „Villa“ bloßzulegen. Er erklärte mit Recht den Ablauf der deutschen Baukunst seit etwa 1800 für eine fortgesetzte Maskerade, und forderte ein sachliches, gesundes, ehrliches Bauen aus dem Empfinden und Verstehen der eigenen Zeit. Er betonte, daß die Erneuerung der Architektur nicht eine Frage der „Formen“ sei, sondern eines neuen Ernstes in der Erkenntnis und Durchdringung der Aufgabe.

Die Lehren der Kritiker blieben nicht ohne Einfluß. Sie weckten die moderne Gesinnung in manchem Architekten. Aber erst als einigen von diesen wesentlich neue, für die Zeit charakteristische Aufgaben gestellt wurden, konnte die Baukunst einen Schritt nach vorn tun. Das erste Beispiel, das am tiefsten wirkte, gab der Industrielle

Emil Rathenau, als er 1907 Peter Behrens für die neuen Industriebauten der AEG. berief.

In den besten der (meist industriellen) Bauten, die nun entstanden, ging der Architekt nahe mit dem Ingenieur zusammen —



Max Taut: „Verbandshaus der Buchdrucker, Berlin“

statt wie bisher mit dem kunstgewerblichen Musterzeichner. Und in den ästhetischen Schriften spielte die Maschine eine wichtige Rolle — die Maschine als der Typ einer neuen Schönheit. Was dieser Zeit, die man nicht einseitig nur nach den Schnörkeln des Jugendstils beurteilen darf, das Wichtigste zu sein schien, das war die

Gewinnung einer neuen Gesundheit, und diesem Ziele glaubte man, am nächsten zu kommen, wenn man das körperliche Gerüst in das Zentrum der Arbeit stellte. Aus einem körperlichen Gerüst, das ehrlich und vorurteilslos konstruiert war, mußte sich der gesunde Bau logisch entwickeln lassen. Von der Hautpflege der Fassadenkunst wandte man sich dem Training des Knochengerüstes zu. Nicht mehr



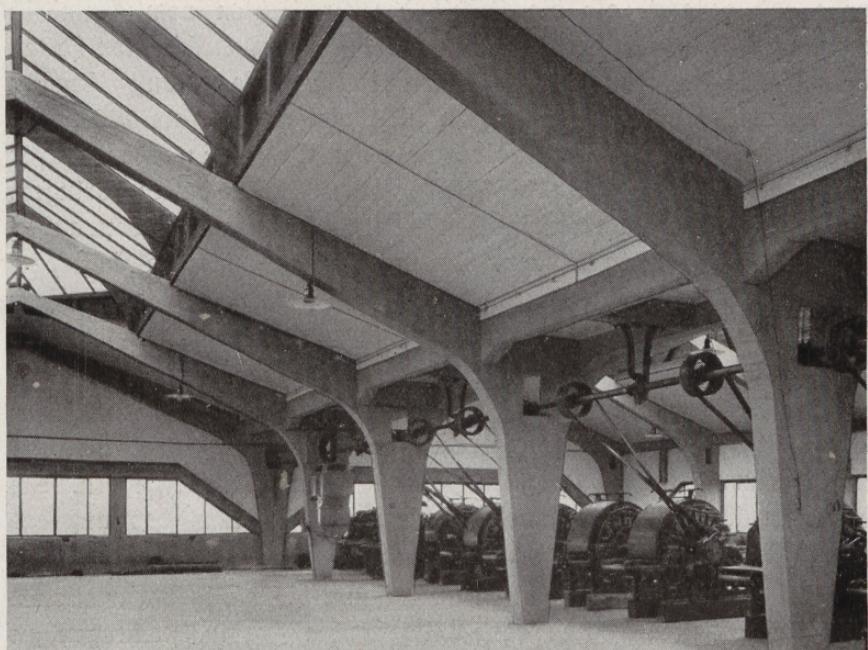
C. van Eesteren: „Kleines Haus zu Alblasserdam“ (Holland)

aus einer historischen Vorbilder-Sammlung sollte sich eklektisch der schöne Bau ergeben, sondern aus der Sache, aus den Aufgaben, die die Zeit neu stellte. Nach den belasteten, überbelasteten Formwucherungen eines Neu-Barocks suchte man eine Form, die jung, unabgenutzt, einmalig, funktionell und künstlerisch gleichsam neutral war.

„Nichts ist häßlich in der Welt der Erfindungen, der Maschine und der 1000 Gebrauchsgegenstände, die ebenso wichtigen Zwecken dienen, wie Architektur und Kunstgewerbe. Ja, ihre durch Wahrheit und

Kühnheit erschütternden Formen haben alle jene, die der neuen, der zukünftigen Schönheit leidenschaftlich entgegenharren, zu Ausdrücken höchster Bewunderung hingerissen.“ (Henry van de Velde.)

Die erste Phase der deutschen Baukunst in dem hier betrachteten Zeitabschnitt war Fassadenarchitektur. Deshalb war bei der Darstellung baulicher Pläne meist die Hauptsache das „schöne Schaubild, die flott aquarellierte „Perspektive“. Der Architekt war ein Arrangeur von Formen, mehr oder weniger geschmackvoll und geschickt.



Erich Mendelsohn: „Hutfabrik in Luckenwalde bei Berlin“ (Arbeitshalle)
Mit frdl. Erlaubnis des Verlegers E. Wasmuth, Berlin

Der zweite Abschnitt zeigte uns das ernsthafte Streben, unter die Oberfläche zu steigen. Er wurde eingeleitet durch die Stellung neuer industrieller Aufgaben, deren Lösung nur möglich war, wenn der Architekt mit dem Ballast der Formen aufräumte. Nicht mehr die schöne reiche Außenwand stand im Zentrum der Arbeit, sondern der gesunde Körper. Das Interesse am Schaubild wurde logisch gelöst von dem Interesse am konstruktiven Querschnitt. Konstruktion, ehrliche Behandlung der neuen Materialien (Eisen, Glas, Beton und Eisenbeton), logische Zweckerfüllung war die Parole — die wenige so erfolgreich vertraten wie Otto Wagner-Wien, der eine große Schule hinterließ. Eine architektonische Hygiene setzte mit Erfolg ein. Ihr

danken wir ohne Frage die Gewinnung eines höheren Niveaus, einer anständigeren, einfacheren Form — bis der bauende Raffke alle Sünden der Vergangenheit erneuerte.

Aber es wurde in unserer Generation eine abermalige Konzentration der Arbeit erforderlich. Denn die anständige künstlerische Form ist noch nicht alles. Aufgabe bleibt: die bauend unmittelbar gestaltete Wirklichkeit.

Die Fassade — das war der gute Anzug. Der Querschnitt — das war der gesunde Einzelkörper. An der Wurzel aber wurde die Aufgabe erst gepackt, als die Arbeit des Architekten vom Grundriß ausging — d. h. von der Sache. Auch die Fassaden-Architekten hatten ihre Grundrisse gemacht — natürlich! Aber die „Kunst“ begann bei ihnen erst außen. Sie dachten nicht viel anders, als 200 Jahre vor ihnen der hessische Baudirektor von Trancin, der es für unverantwortlich erklärte, die Fenster eines Hauses da anzubringen, wo sie das beste Licht ermöglichen — statt dort, wo sie, von außen gesehen, am schönsten wirken. Denen, die die Fenster tatsächlich — horribile dictu!! — nach dem besten Lichte legen, wollte der Herr Baudirektor voller Empörung den Charakter eines Baumeisters absprechen.

Die Reformisten hatten den Grundriß schon viel ernsthafter behandelt, aber fast immer griff eine bestimmte Formvorstellung noch hemmend in die freie Entwicklung ihrer Grundrisse ein. Sie sahen in ihm ein individuell-künstlerisches Problem, das auf das jeweilige Objekt beschränkt blieb.

Heute finden wir eine neue Gesinnung, die völlig vorurteilslos, völlig offen, neutral und ohne mitgebrachte Formvorstellungen an den Grundriß rein sachlich herangeht. Wichtige Anregungen gab der amerikanische Architekt Frank Lloyd Wright.

Der Grundriß — das ist keine Aufgabe für persönliche, im alten Sinne künstlerische Leistung, sondern Zwang, die Wirklichkeit zu durchdenken und zu gestalten, wozu nicht weniger, sondern unvergleichlich viel mehr Phantasie gehört; eine exakte an Stelle einer romantischen Phantasie. Dort also, wo die Architektur sich am strengsten konzentriert — in der Gestaltung des Grundrisses — führt sie den Architekten am entschiedensten über die Begrenztheit persönlicher Arbeit am herausgegriffenen Einzelobjekt hinaus. Jeder Grundriß verlangt eine typische Lösung. Denn in seinem ganzen Ernst erfaßt ist er Teil der Aufgabe, das Leben der Gesamtheit auf unserem Boden, auf unserer Erde, zu ordnen. So betrachtet ist jeder Grundriß offen, zwingt er uns, das Problem des Bauens in allen seinen sozialen Konsequenzen zu durchdenken; zwingt er den

Architekten in die Wirklichkeit. Der moderne Grundriß: das ist das Problem der Arbeit, das Problem des Wohnens — auf dem Lande, in der Kleinstadt, der Großstadt, der Siedlung — das Problem des Verkehrs — und alles dieses nicht für diesen oder jenen einzelnen, sondern für die Gesellschaft.



Kurt Frick: Bürohaus „Der Börsenhof“

Architektur ist eine soziale Kunst. Sie ist es heute notwendiger, zwingender als je. Als sie individualistisch gerichtet war, war sie in der Zeit der Stilmischungen mehr „Malerei“ als Architektur. In der Zeit der geschlossenen Form, des Einzelkörpers, war sie mehr „Plastik“ als Architektur. Erst als sie sich im Grundriß konzentrierte, wurde sie wahrhaft „Architektur“. Und indem sie sich so streng konzentrierte, gewann sie den weitesten Radius der Wirk-

samkeit. Als sie am weitesten in allen Zeiten und Zonen schweifte, war der Radius ihrer Wirksamkeit sehr gering.

Wir belegen den neuen Gestaltungswillen in der Architektur durch einige Abbildungen aus Deutschland und Holland. Die Abkehr von individualistischer Romantik erkennen wir in dem Streben nach Einfachheit, Klarheit, Eindeutigkeit. Das von den Motiv-Architekten sooft zu malerischen Mäzenen mißbrauchte schräge Dach weicht dem strengerem geraden Abschluß. Das gefällt denen nicht, für die das Haus ein „idyllisches Nest“ sein und bleiben soll. Aber der gerade Abschluß läßt die körperlichen Spannungen klarer heraustreten, und trägt damit bei, die Neigung zu bloß malerischen Wirkungen zu bekämpfen¹⁾.

¹⁾ Außer den für diesen Beitrag angefertigten Kästchen findet sich reichhaltiges Abbildungsmaterial aus allen Ländern (100 Bilder) in dem Buch von Adolf Behne „Der moderne Zweckbau“ (Drei-Masken-Verlag, München) aus der Sammlung „Die Baukunst“ von Dagobert Frey, die an dieser Stelle besonders warm empfohlen sei.

Die Schriftleitung

Wolken

Nachts über der dunklen Stadt
 Drängen Wolken in überfürzendem Tanz.
 Vom Fluge über die Länder matt
 Lasten sie rot wie nächtlicher Feuerglanz.
 Ihre hängenden Bäuche streifen die Spitzen
 Der Türme, die wie Sterne erblassen.
 Blasse Spiegel sind sie darüber gestellt
 Und trinken den geifernden Schein
 Der Laternen rotwangig in sich hinein.
 Sie haben die finsternen Höfe erhellt
 Und blicken in alle Fenster hinein,
 In die schwarzen Gassen und Winkel der Pein.
 Sie haben das Laster auf seinem Bett gesehen,
 Den Mörder in dem bespritzten Gewand,
 Und mit dem Abglanz von vielem dunklen Geschehen
 Drängen sie weiter hinaus in das finstere Land. — —

Und die Menschen, die Nachts auf den Feldern stehen,
 Und die im Dunkel über Wegen irren,
 Schrecken auf bei dem großen Schwirren
 Der Wolken, die in blutschwangerem Zuge
 Vorübergehen und lesen mit ahnendem Blicke
 Tod und Unheil in ihrem Fluge
 Und des kommenden Tages böse Geschicke.

Vizelinskirchen

Ein Kapitel deutscher Kunst und Kolonisation im Mittelalter

Von Heinrich EhI

Italien war die große Karte, auf die das mittelalterliche römische Kaiserthum deutscher Nation sein Glück gesetzt hatte. Der slawische Osten aber, schon vor der umwälzenden Völkerwanderung ur-altes germanisches Land, wurde der Jungboden deutschen Volkes, auf den hinaus es im 12. und 13. Jahrhundert sein Ver sacrum ent-sandte, um ein neues Reich zu gründen. Hier hat das deutsche Volk nach Karl Lamprechts Wort die größte Tat seiner mittelalterlichen Geschichte vollbracht: die Kolonisation des deutschen Ostens.

Das Land Wagrien, im östlichen Holstein an der Lübecker Bucht gelegen, war eine der ersten Stationen dieser kolonisatorischen Ost-wanderung der deutschen Stämme. Steinerne Denkmäler dieser ent-scheidungsvollen Zeit sind dort in Wagrien, Holstein und Lauenburg die Vizelinskirchen, so genannt, weil sie von jenem Vizelin oder doch in seiner Zeit erbaut wurden, der im Jahre 1125 als Domherr der Bremer Bischofskirche nach Neumünster kam, hier als Kanonikus am Stift des heiligen Bartholomäus lebte und später Bischof des neuen Christenlandes in Oldenburg unweit der Ostseeküste wurde. Außer der im Jahre 1813 abgebrochenen Bartholomäikirche in Neumünster und dem Dom in Oldenburg entstand damals die Stifts-kirche in Segeberg, eine Gründung Kaiser Lothars, als er im Jahre 1134 im Lande erschien. Sie ist die älteste Backsteinkirche Nord-deutschlands und steht somit am Anfang jener großartigen „Hansa-gotik“, die nach Dehios Urteil wenn nicht die deutsheste, so doch eine der deutshesten Ausprägungen gotischer Baukunst ist.

So bekannt diese Hansagotik ist, so wenig oder fast gar nicht be-kannt sind die vielen hundert granitenen Dorfkirchen, die aus dem Feldstein oder besser Granitquader der Gegend geschichtet, das ganze norddeutsche Flachland bedecken. Sie sind der eigentliche architektonische Ausdruck dieser eintönig-unendlichen Landschaft mit den weiten Horizonten. Zugleich aber sind sie die geschichtlichen Marksteine und Denkmäler der Zukunft bereitenden deutschen Kolonisation dieses uralten Stammlandes unseres Volkes.

Im ehemaligen wagrisschen Bistum Vizelins stehen diese Granit-quaderbauten in reicher Anzahl bei besonders einheitlicher Bau-gestaltung da, trotz ihrer Kleinheit mächtig und fest im Boden wurzelnd, und wie Herren der neu gewonnenen Erde breit und sicher auf dem Rücken der Ebene gelagert. Wo sie aber rings um den Plöner See von sanften Waldhügeln herab in die stillen Wasser

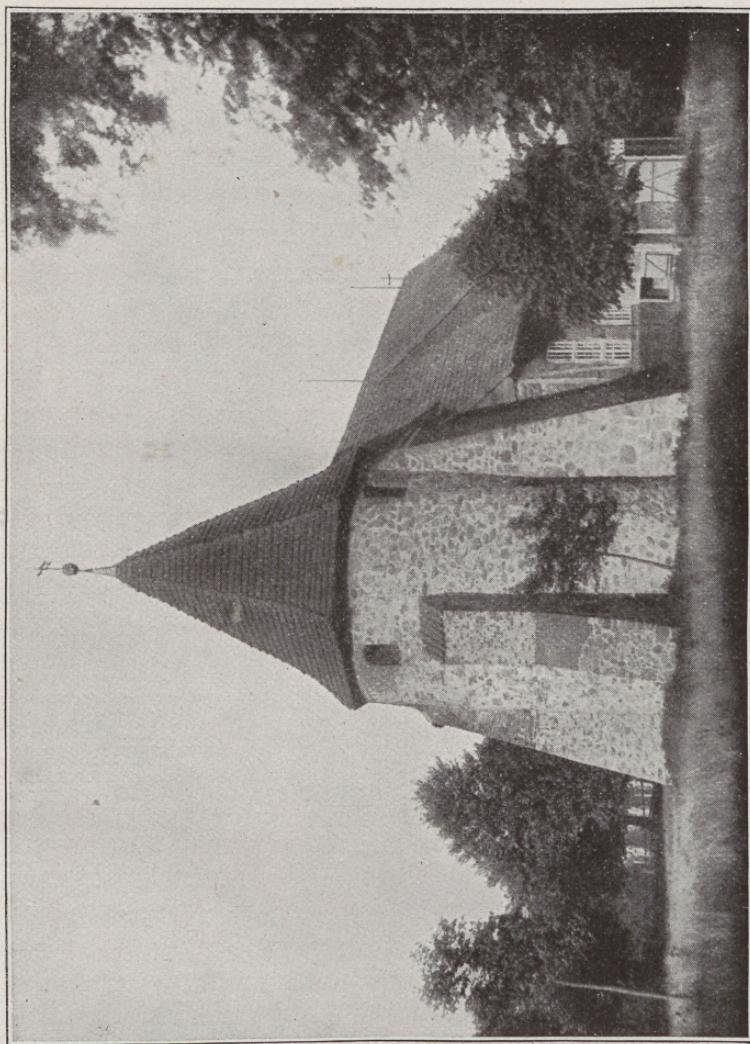
schauen, muten sie wie Burgen des Christengottes in einem den heidnischen Wenden abgerungenen Lande an.

Vorbildlich im Typus für alle diese in gleicher Zeit der Mitte des 12. Jahrhunderts entstandenen und wohl nach übereinstimmendem Plane von einer Bauhütte errichteten Kirchen ist Ratekau bei Lübeck. Charakteristisch ist sein runder, festungsähnlicher Westturm, der ein Wahrzeichen der ganzen Gruppe ist. Kirchen ähnlicher Anlage im schleswigschen Lande Angeln, wie z. B. Sörup, sind wohl die Vorbilder dafür gewesen, wenngleich ältere und mächtigere Rundtürme sich auch an manchen Bauten der Lüneburger Heide wie in Suderburg, Thomasburg oder auf polygonalem Grundriss in Beßendorf finden, für die älteste Baudaten schon aus der Mitte des 11. Jahrhunderts vorliegen. An den fast isoliert vom übrigen Baukörper stehenden Westturm schließt sich das Schiff und der abgesetzte Chor an, der von einer Rundapsis geschlossen wird. So stehen diese ehrwürdigen Bauten in Pronstorf bei Segeberg, Behlendorf in Lübeck-Land, in Neukirchen und rings um den Plöner See in Bornhöved, Preetz, Süsel, das 1147 bis 1154 gebaut ist, und im alten Stil erneuert in Curau. Weitere Bauten erheben sich in Sarau, Selent, Lenzen, Warder, Slamersdorf, Nüchel, Rensfelde, Altenkrempe, Lebrade. Zum Teil sind sie später umgebaut oder erneuert worden. Sie gehören zu den ältesten Denkmälern des eigenartigen, ganz aus dem Material des felsarten Granit und aus der manhaftigen Gesinnung der Kolonisation wie den wirtschaftlichen und landschaftlichen Verhältnissen des Kolonialbodens herausgewachsenen Ostdeutschen Kolonialstils.

Unter diesen alten Granitkirchen Bischof Vizelins verknüpfen sich mit Bosau geschichtliche Erinnerungen, die mitten hinein in die bewegte Zeit ihrer Entstehung führen. Kein anderer als Helmold, der Verfasser der „Slawenchronik“ war hier Pfarrherr. Dieser wackere Priester und Historiograph hat uns die anschaulichste zeitgenössische Schilderung der Eindeutschung und Verchristlichung Holsteins hinterlassen. Der entscheidende Zeitpunkt dafür war jenes Jahr 1134, in dem der Sachsenherzog Lothar im Lande umherzog und hier wie in der Meißner Mark und der sächsischen Nordmark die große Epoche der Kolonisation und Germanisierung des Ostens einleitete. Wie dort im Wettiner Konrad und dem Askanier Albrecht, so hatte er hier in Holstein schon im Jahre 1110 im Grafen Adolf I. von Schauenburg den rechten Mann gefunden, seine Ostpolitik zu vertreten.

Diese Zeit ist es, die der Chronist Helmold beschreibt. Von Albrecht dem Bären weiß er zu melden: „Er sandte — es war im Jahre 1159 — Boten nach Utrecht und in die Rheingegenden, ferner

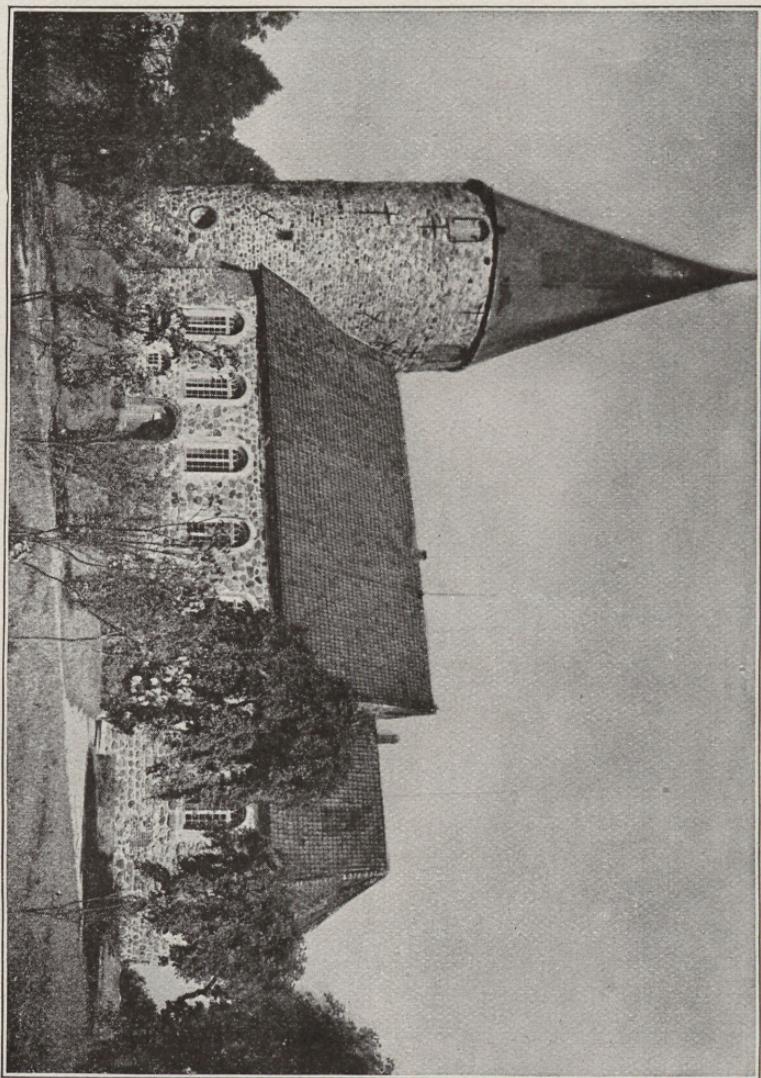
zu jenen, die am Ozean wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden hatten, nämlich an die Holländer, Seeländer und Fläminger und zog von dort ein groß' Volk herbei und ließ es in den Burgen und Dörfern der Slawen wohnen. Da ist von den Grenzen des



Süderburg (Lüneburger Heide)

Ozeans ein mächtig Volk heraufgezogen und deß ohne Zahl.“ So auch begann in Holstein der Schauenburger sein Werk, von dem es in der Chronik heißt: „Es war ein schönes Land, voller Fische und Wild, in das der Aufruf des Fürsten die Siedler lockte.“ Ganz ohne Blutvergießen ging es bei dieser zweiten Kolonisation so wenig ab wie bei der ersten zur Zeit der Sachsenkaiser von Otto I. an, dessen Graf

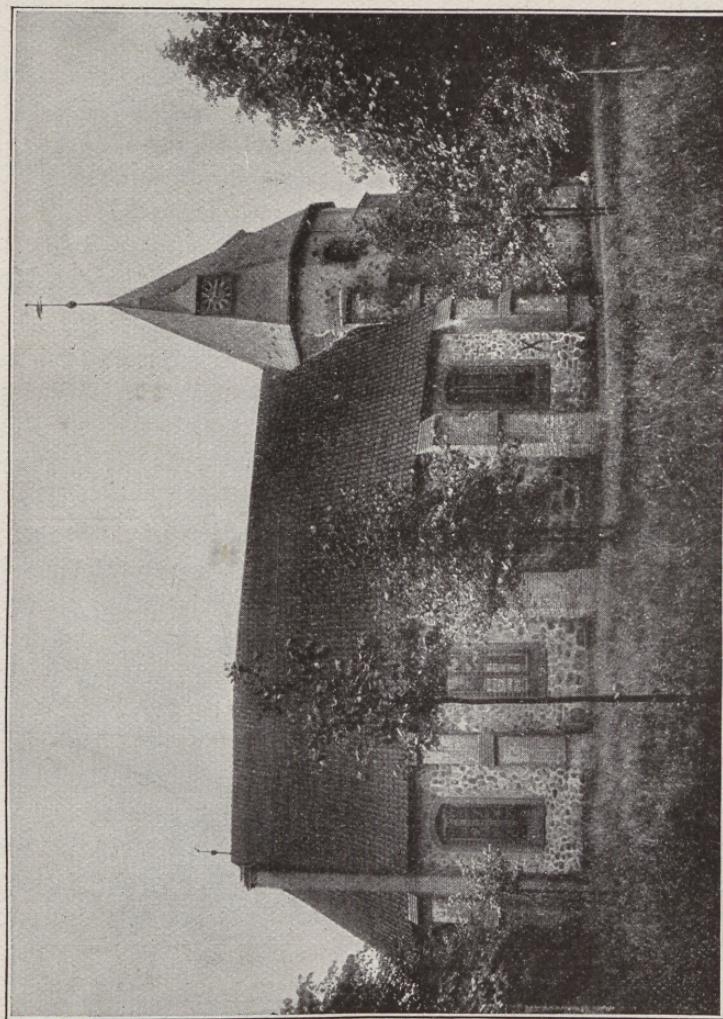
Gero damals die Billungermark beschirmte. Als die Hollsaten und Stormarn im Jahre 1139 gegen die Slawen ihren Rachefeldzug führten, da — so berichtet Helmold wieder — „verfuhrten sie mit den Wenden, wie jene mit ihnen zu tun versucht hatten, indem sie ihr



Djelinskirche im Ratekau bei Lübeck

ganzes Land wüst legten. Die Sachsen freuten sich, daß sie nun endlich die Freiheit gewonnen hatten, sich an den Slawen zu rächen, ohne daß jemand es ihnen gewehrt hätte.“ Und wenn der alte Chronist hinzufügt: „denn die Fürsten pflegten die Slawen zu schonen um der Tribute willen“, so geht aus diesen Worten hervor, wie sehr

die Eindeutschung des neuen Landes nur durch die Masse der aus Altdeutschland auswandernden Bauern hat so erfolgreich und nachhaltig werden können. Beschützt von den Fürsten, geleitet von den Mönchen, besonders aus dem Orden der Cisterzienser, im wesentlichen vollbracht durch die Arbeit des Bauern, schritt nun die Kolonisation des Ostens



Beßendorf (Lüneburger Heide)

unaufhaltsam voran. Wie Helmold diese Vorgänge für seine holsteinische Heimat Wagrien schildert, so verlief sie auch in den Gebieten weiter östlich, in Mecklenburg und Pommern bis über die Oder hinaus: „So nahm das Wort Gottes zu, und der Graf — Adolf II. von Schauenburg ist diesmal gemeint — und der Bischof — Vizelin — unterstützten sich gegenseitig. Die Slawen aber, die in

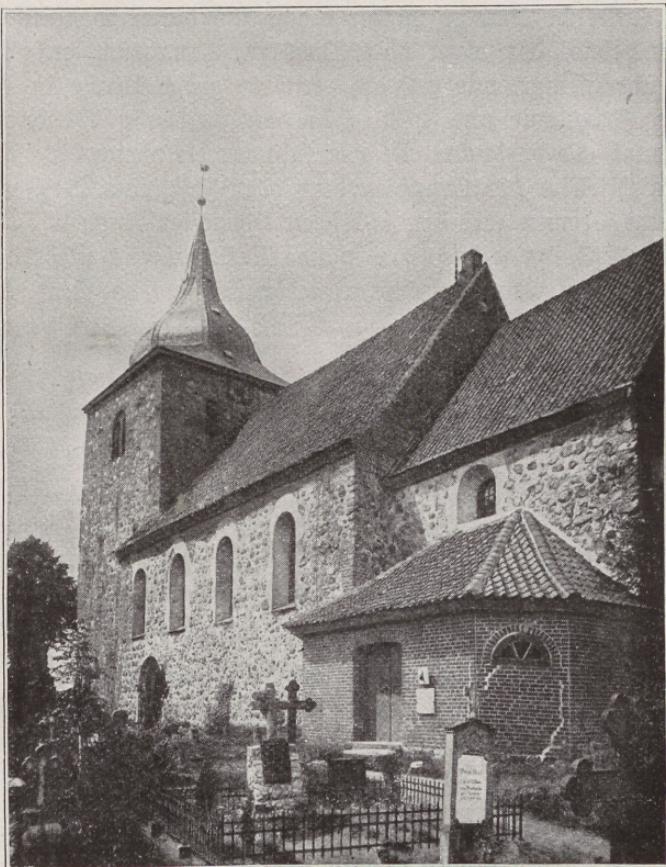
den umliegenden Dörfern wohnten, zogen sich zurück und es kamen Sachsen und wohnten daselbst. Und die Slawen verschwanden allmäglich aus dem Lande".

Was Bischof Vizelin in kleinem Umkreis begonnen hatte, führte der große Sachsenherzog Heinrich der Löwe in weitsichtiger Politik fort. Sein Blick und Wille richteten sich vornehmlich auf Mecklenburg, das er durch Waffengewalt und Familiendiplomatie dem Deutschtum gewann. Hören wir über seine Erfolge noch einmal Helmolds Slawenchronik: „Das ganze Gebiet der Slawen, das an der Eider, wo die Grenze des Dänenreiches ist, beginnt und sich zwischen dem baltischen Meere und der Elbe hin durch weite Länderecken bis nach Schwerin ausdehnt — dies Gebiet ist jetzt eine einzige große Ansiedlung der Sachsen geworden, in der Städte und Dörfer erbaut werden und die Zahl der Kirchen und Diener Christi zunimmt.“

In eben diesem Lande spielte sich auch die weitere Entwicklung des mittelalterlichen Kirchenbaues im Osten zunächst ab. Noch einmal lenken wir darum kurz den Blick auf die Kirchenbauten Bischof Vizelins zurück. Aus Granit und Feldstein waren sie geschichtet. Daselbe Material und die gleiche Technik finden wir wieder an den unzähligen Landkirchen Mecklenburgs. Hier nun aber erhebt sich der Feldstein- und Granitquaderbau zu monumentalen architektonischen Schöpfungen. Die Rundtürme Vizelins wachsen zu mächtigen, auf dem Recht- oder Viereck errichteten Westwerken aus. Lüssow, Kavelstorf, Neuenkirchen, Brüz und Groß-Baden sind einige der typischen mecklenburgischen Großturmgebäude dieser merkwürdigen Granitbaukunst. Unter dem vorbildlichen Einfluß der Türme des Schweriner Domes und der Lübecker Marienkirche stehend, pflanzen sie sich fort bis tief nach Pommern hinein, wo wir sie in Ziethen bei Greifswald, in Semlow, Kladow, Naulin und vielen anderen Städten und Dörfern wieder finden. Ihre großartigste Entfaltung erlebten diese Riesentürme in der Mark Brandenburg und in der Altmark.

Stilzeugen gewissermaßen zweier Richtlinien in der Entwicklung der deutschen Ostkolonisation sind diese Feldsteinkirchen. Die eine, zuletzt angedeutete, ging von Magdeburg, das seinen Einfluß bis Kloster Bardowick bei Lüneburg auch nördlich ausübte, über die Altmark und Brandenburg nach Mittelpommern. Die andere aber knüpft an Vizelins christlichen und bauherrlichen Eifer an. Sie geht von Wagrien durch Mecklenburg bis nach Vorpommern, wo sie auf die „ostfälische“ Linie Sachsen stößt. In Mecklenburg, zwischen Peene und Warnow, erheben sich nun etwa 33 Bauten, die in ihrer

Gewölbekonstruktion unmittelbar an die westfälischen Hallenkirchen erinnern. Dabei müssen wir bedenken, daß der Hallenbau Westfalens weit über seine Blütezeit im 14. und 15. Jahrhundert zurückreicht bis zu den Domen in Münster und Paderborn, ja bis ins 11. Jahrhundert zur Meinwerkkapelle in Paderborn. Zweifellos gehen denn auch diese mecklenburgisch-vorpommerschen Bauten tatsächlich auf Westfalen zurück.



Vizelinskirche in Bosau (Wagrim)

Erinnern wir uns nun, daß Vizelin, der aus Westfalen stammte, und lange in Bremen ansässig war, als erster Kirchenbauer im Koloniallande auftrat, verfolgen wir das Fortschreiten der Bauten von Westen nach Osten, wie auf die eigentlichen Vizelinskirchen und unter ihrem Einfluß ein Bau nach dem anderen dem Osten zuwächst, wie sich schließlich hart an der Lauenburgisch-mecklenburgischen Grenze eine Kette von vizelinischen Werken in Gromitz, Sternberg, Gudow,

Lüttau und Büchen, zum Einfall in Mecklenburg bereit, hinlegt, so dürfen wir in diesem Vizelin eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den Bauherren des Mittelalters erblicken, der die Baukunst Westfalens tief nach Osten hineingeleitet hat. Was er in Westfalen während seiner Ausbildung in Paderborn selbst kennengelernt hatte, was von hier bereits vordringend im bremischen Erzstift Heimatrecht gewonnen hatte, das verpflanzte er als Bischof über die Elbe hinaus in das neue Deutschland, das im Osten dieses Stromes entstand. Immer wieder macht sich dieser westfälische Einfluß bemerkbar, der etwa vom Dom in Osnabrück auf den von Bremen überspringt, wie auf die zerstörte große Kirche in Marienhafen in Friesland und hier seine entscheidende Wendung nach Osten nimmt. So verbindet ein gemeinsamer Ursprung die ostdeutsche Kolonialarchitektur des Granitquaders oder Feldsteins Westfalen und das Bistum Bremen mit den deutschen Vorpostenstämmen östlich der Elbe und prägt ihnen das gemeinsame Merkmal echt niederdeutscher Bauernkunst von unverkennbar niederdeutschem Charakter auf.

Die Bilder sind dem im Verlage von Georg Westermann, Braunschweig-Hamburg, erschienenen Buche „Norddeutsche Feldsteinkirchen“ von Heinrich Ehl entnommen.

*

Der Dichter

Ich schäme mich der leuchtenden Gewänder;
ich möchte dunkel sein und ungeseh'n;
denn meine Welle wird, wie ein Verschwender
geheimer Quellen, durch die Lande gehn.

Und die von ferne ihren Saum verspüren,
die wissen nicht um dunkelsten Beginn.
Sie sollen meinen Namen nicht berühren,
weil ich ein Mensch, wie alle andern bin.

Nur manchesmal, zu ungewollten Stunden,
leicht mir ein Gott den Künster, Seinen Mund:
Dann töne ich, von meiner Zeit entbunden,
gebeugt in Seinen uferlosen Grund.

Gerda v. Below

*

Bruder Matteo und Bruder Franz

(Vom Sinn im Schicksal des heiligen Franz,
nach alten Quellen neu gedruckt)

Von Kurt Zareck

Bruder Franz war unscheinbaren Wuchses, er war schmal und schwach, und seine Züge zeugten von innerem Kampfe und von geheimem Leid. Bruder Matteo aber war jung und schön und stark, und seine Augen leuchteten von siegreicher Kraft. Bruder Franz aber war Bruder Matteo zugetan, und beide wanderten gar oft miteinander. Einmal nun fragte Bruder Matteo den Bruder Franz: „Warum läuft alle Welt dir nach; warum läuft sie gerade dir nach, und warum bist du geehrt und in aller Leute Munde, der du von kleinem Wuchs bist, unscheinbar und zart?“ — Da zeigte Bruder Franz Fröhlichkeit, und er entgegnete gelassen, und sprach: „Der der größte Sünder war und der unscheinbar ist, schwach und klein, den hat Gott erwählt, auf daß er die Welt belehre in ihrer stolzen Kraft und in all ihrem Glanze!“ — Dies sprach Bruder Franz. — In seinem Herzen aber nagte der Gram und erwachte der Neid, und ihm überfiel große Traurigkeit, und ihm ward kein Trost gespendet. . . .

Eines Tages nun gingen die beiden — sie waren auf ihrer Wanderung in einem Dorfe angelangt — ein jeder für sich, um Brot zu betteln. Dem Bruder Franz nun, dem Unansehnlichen und Kleinen, gab man nur ungern, und nur kleine Bissen; zumal man ihn für einen gewöhnlichen Bettler hielt. Dem Bruder Matteo, dem Gutgewachsenen und Schönen, aber gab man große und gute Stücke.

Als nun die beiden zusammenkamen, und als ein jeder sah, was der andere brachte, da brannte in Franz hell die Flamme des Neids, und der Versucher nahte ihm, und eine Stimme sprach: „Deine Sehnsucht ward jenen Erfüllung! Du aber, du auserwählter Diener Gottes, du sollst auch groß vor den Menschen sein!“ — Und Bruder Franz rang lange mit dem Hass, bis Hass ihm Kraft ward, und bis er jenen — jenen, der mächtig war und jung und schön und stark — bezwang! Mit seinem Atem blies er ihn vor sich hin, als wäre er leicht und ein Blatt im Winde; mit seinem Geiste bezwang er jenes Leib, und wenn er wollte, dann hätte er ihn verderben und gar töten können. Bruder Matteo aber erstaunte sehr, und erlebte nun jenes geheime Macht! —

Seitdem aber war es in Bruder Franz frei und leicht und stark, und er war nun gehetzt an die Erde, in ihrer Schönheit und großen Fülle. — Und wie er alle Dinge liebte, so waren ihm alle Wesen zugetan. Und es lauschten ihm die Tiere und die Fische und die

Vögel des Waldes, denn er war verbunden und eines mit allen: mit der Mutter Erde und dem Meer und dem Winde, und dem Feuer und der alles belebenden Sonne. . . .

Sein Orden aber zerfiel bald im inneren Streite, und sein Leib siegte in Krankheit dahin!

Ursula

Von Richard von Schaukal

Ursula war eine bosnische Eule, die ich eines Tages bei dem kleinen Vogelhändler an der Umsteigstelle meines täglichen Heimweges entdeckt hatte. Sie war braun bestiebert, eine schlichte nonnenhafte Gestalt. Auf dem unter der weichgebauschten Flaumhülle schmächtigen Körper, der sich zu Zeiten in unheimlicher schmaler Länge erstrecken konnte, saß, ohne sichtlichen Übergang, ein wundervoll aus Federn gewölbter Kopf. Die großen sanften Augen staken darin als glänzende Augeln. Manchmal ging wie ein violetter Schleier die zarte Nickerhaut darüber hin.

Ursula war ein gutes Wesen. Bahm vom ersten Tag an, trat sie in die Familie als ein alsbald dazugehöriges Glied. Selbst ihr zuweilen wütendes Geschrei bei Nacht nahm ihr auf die Dauer niemand übel. Man wußte, daß sie damit Urgefühlen geheimnisvollen Ausdruck gab, die man achtete. Sonst saß sie still auf ihrem Ständer oder bei mir auf der Seitenlehne des alten Armstuhls. Auch auf meiner Schulter. Brummell, der Bullbogg, war so braun geströmt wie sie. Sie hatten aneinander Gefallen. Er leckte sie gern, wobei ihm die breite Zunge lang aus dem dicken Kopfe hervorschlappte; ihr aber schien keine plumpre Zärtlichkeit wohlzutun.

Jahre hat sie bei uns verbracht, schweigend teilgenommen an unserem gleichförmig hinsließenden Leben, die Kinder heranwachsen sehen, aller Liebling. Ohne Sprache war sie unsere Genossin, Zeugin jeder häuslichen Tätigkeit, zumal wenn ich vorlas, den engen Hörerkreis anspruchslos gefällig durch ihre satte, vornehme Farbigkeit schmückend. Ihr seligstes Vergnügen war es, am Kopfe gekraut zu werden. Da beugte sie mit einer frommen Demut das weiche Haupt und ließ die Finger arglos in den feinen Federn wühlen, den dünnen Hals umfassen, die seltsamen Ohrlöcher unter der schmiegsamen Hülle auffüllen. Allmählich senkte sie den Kopf tief hinab, stützte ihn vertrauend auf den mächtig gekrümmten Schnabel und hielt still, manchmal behaglich knappend. — Kurze Zeit hat in Ursulas beschauliches Dasein ein flüchtiger Gast eine eitige Lücke gerissen: Kuno, der kleine Kauz, den ich ihr, unbillig gegen ihre menschenfreundliche Einsamkeit, einst als vermeintlichen Gespielen brachte. Kuno war scheu, misstrauisch, trozig, unzähmbar. Ein Dutzendmauer, ließ er sich zwar ihre schwer ihm auf die niedrige Stirn gestemmte Krallenpranke, stundenlang eingebüßt, gefallen, aber er schloß sich weder an uns noch an sie an, mußte zumeist im Käfig verwahrt werden und entrann ihm endlich in die unbekannte Ferne. Niemand hat dem Unwirschen nachgetrauert.

Ursula ist, wie so vieles Wertvolles, Unerzähliche, dem Krieg zum Opfer gefallen. Ruhig wie sonst, hatte sie eines Nachmittags im Winter auf meiner Schulter gesessen, als sie plötzlich irr kreischend ins Zimmer taumelte. Wie von Krämpfen befallen, schlug sie mit den Flügeln um sich. Als ich sie an mich genommen hatte, stand ihr der Schnabel starr offen. Jede Labung wies sie ab. Es mag wohl verdorbene Nahrung gewesen sein, an deren giftigen Folgen sie noch am selben Abend verschied. — Nun thront ihr schlecht ausgestopfter Bald auf der Höhe eines Wandschrances als Staubfänger.

Tausend Jahre europäische Geschichte

Die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter

Von Friedrich Schnack

„Ich muß etwas Großes unternehmen, was meinem Leben Inhalt gäbe.“ Gregorovius.

Im vergangenen Jahr hat die Neuherausgabe der „Wanderjahre in Italien“ von Ferdinand Gregorovius, dem ostpreußischen Geschichtsschreiber, Dichter und Kulturhistoriker



Papst Julius II.

(1821—1891) berechtigtes Aufsehen erregt. Diesem prachtvollen Buch des Verlags Wolfgang Jefz in Dresden schließt sich nun die Wiederauflage der fundamentalen „Geschichte der Stadt Rom“ im gleichen Verlag an. Ohne Uebertreibung darf gesagt werden, daß diese zweibändige Ausgabe zu den schönsten und wertvollsten Büchern dieses Jahres gehört.

Die fortgeschrittene Druckkunst und Buchtechnik haben die achtbändige alte Ausgabe des Gregoroviuschen Haupt- und Lebens-

werkes, in der Neubearbeitung von Dr. Fritz Schillmann, und bereichert durch 240 Bildtafeln nach zeitgenössischen Stichen, in zwei handliche, schlankgeformte leichte Bände auf Dünndruckpapier zusammengefaßt. Jeder Band hat über 1500 Seiten, das Personenverzeichnis weist mehr als 4500 geschichtliche Persönlichkeiten auf.

Gregorovius betrat im Jahre 1852 zum erstenmal italienischen Boden. Als klassischer Italienreisender wird er neben Goethe immer genannt werden. Er ist ein arkadischer Wanderer großen



Kaiser Otto I.

Stils, der neben reicher dichterischer Begabung ein tiefgegründetes Wissen besaß. Im Gegensatz zu Goethe erfüllt ihn nicht antiker Geist, den dieser in Italien suchte und fand: er wird geführt von romantischem Weltsinn, gläubig eingetaucht in den Seelenschein, den Hauch der Größe und in die Unruhe des Mittelalters. In Rom erlebte er dies alles am nachhaltigsten und lebendigsten.

Er, die fast mystische Liebe des Nordländer für den Süden im Herzen, hat ein ewiges Bekenntnis seines Fühlens für Italien abgelegt, ohne auch nur einen Augenblick seiner Herkunft zu ver-

gessen. Die Zeit wird seine Schrift nicht auslöschen, nicht seine „Wanderjahre“ und nicht seine römische Stadtgeschichte, die so viel deutsches Schicksal spiegelt.

Im Oktober 1854 schrieb er in sein Tagebuch: „Ich beabsichtige die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben. Für diese

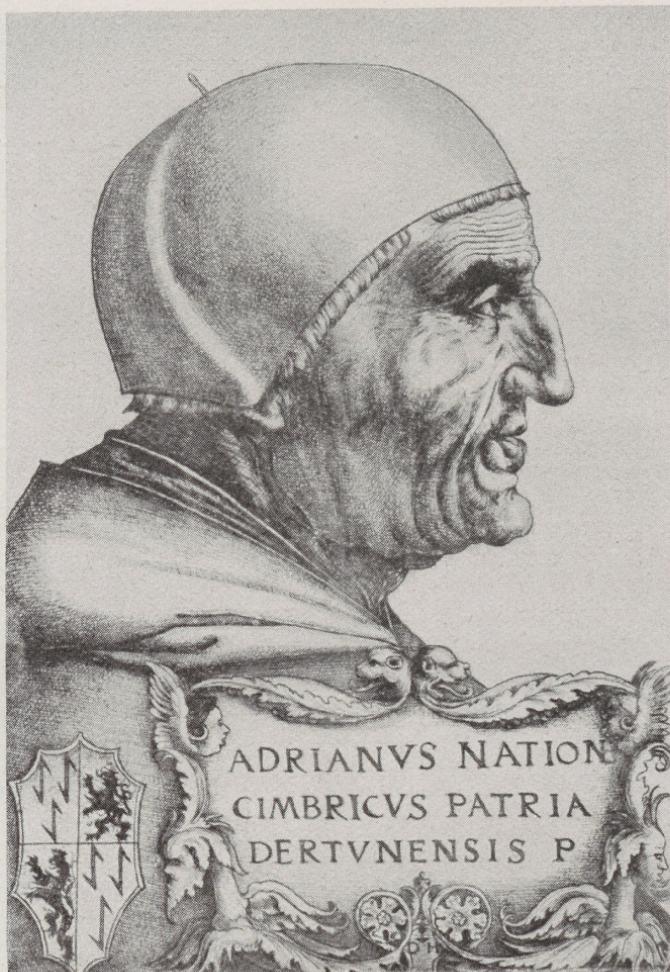


König Rudolf von Habsburg

Arbeit bedarf es, so scheint mir, einer höchsten Disposition, ja so recht eines Auftrags vom Jupiter Capitolinus selbst.“ Eine Riesen-aufgabe. Doch dieser nordische Jakob ringt unerbittlich mit dem römischen Geist, der nicht immer ein Engel war. „Rom ist der Dämon, mit welchem ich ringe“, sagt Gregorovius einmal, und dieses Wort ist so packend und hoffnungslos ernst, wie Goethes Auspruch:

„Rom ist eine Welt, man braucht Jahre, sich darin zurechtzufinden, und Rom ist wie das Meer, je weiter man in es hineinschreitet, je tiefer wird man es finden müssen.“

Ja, Rom ist wie das Meer — und dieser landfremde Sohn liegt hungrig und durstig nach Größe und Welt am Rand dieses römischen



Hadrian VI.

Meeres, in das sich Geschichte in vielen Schichten abgesetzt hat. Und er ist bereit, es zu durchforschen, auszuschöpfen, Maß für Maß, verschollene Stürme zu beschwören, versunkene Taten aus der Schattentiefe herauszurufen. . . . Begreiflich bei der langwährenden Lektüre dieser gewaltigen Schilderung der Saß, den Gregorovius in der Andacht und Demut vor seinem Stoff niederlegte: „hier steht der

Mensch vor der Geschichte still wie vor der göttlichen Notwendigkeit und legt stumm seine Waffen und Schmerzen nieder. Dieses Rom ist nicht auszudenken und lebte man darin Jahrhunderte."

In zweiundzwanzig Jahren, arm wie ein Student, erfüllt von einer heute kaum begreiflichen Hingabe an ein jede Vorstellung über-



König Karl VIII.

steigendes geschichtliches Leben, schrieb Gregorovius die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“. Doch war er mehr Künstler als Historiker, mehr Dichter als Chronist: er betrachtete die große Periode der Menschheit, das Mittelalter, nicht mit pedantisch wissenschaftlichem Blick — er gab eine genial gegliederte Ueberschau auf ein Jahrtausend Weltgeschichte und zugleich den riesenhaften Roman,

das Epos der mittelalterlichen Weltstadt: denn Rom war das großartigste, leidenreichste und geheimnisvollste „Welttheater“. Unter solchem Gesichtspunkt will das einzigartige, von keinem Späteren überbotene Geschichtswerk gewertet werden. An ihm bewahrheitet sich das Wort Wilhelm von Humboldts, daß nur der ein lebendiges Geschichtswerk schreiben kann, der die Gabe des Dichters besitzt.

Dieser Mann hat wirklich ein Monument von riesenhaftem Aus-



Vittoria Colonna

maß seinen Zeitgenossen vor Augen gestellt, und noch die Nachwelt bewundert Fülle, Lebendigkeit, Leuchtkraft und Gestaltung des Werkes — mag auch seither die Geschichtsschreibung vielfach zu anderen Ergebnissen gekommen sein. Seine Ehrfurcht vor geschichtlich Gewordenem ist unserer Gegenwart vielleicht nicht mehr so recht begreiflich, aber unbestritten wirksam wird noch lange die Art seiner Darstellung sein, die Verlebendigung des Geschauten, die Aufklärung dunkler Jahrhunderte.

Sein Geschichtswerk umfaßt die Zeit vom Beginn des fünften Jahrhunderts bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, dem Einsetzen der Reformationswirren -- also bis zur Zerstörung des geistlichen Roms durch die Heerscharen Karls V. im Jahre 1527. Dieser weitgespannte Zeitbogen überwölbt auch ein Teil deutscher



St. Peter

Geschichte, denn Deutschland hat in langen Jahrhunderten ein außerdentliches Verhältnis zu Rom gehabt. „Rom ist“, sagt Gregorovius, „ein unverlöschlicher Ruhmestitel für die deutsche Nation, die mittelalterliche Geschichte der Stadt ein unzertrennlicher Bestandteil der Geschichte Deutschlands selbst geworden.“



Engelsburg



Tivoli

Große geschichtliche Persönlichkeiten schreiten durch seine packenden Schilderung; ein unermesslicher Strom der Ereignisse flutet vorüber. Die hervorragendsten Gestalten der Zeit werden herausgehoben aus ihrer Dunkelheit und die Hand, die Licht über sie ausgießt, scheint nicht zu ermüden an ihrer gewaltigen Arbeit.

Die Geschichte deutscher Kaiser, die wilde Sehnsucht nach dem betörenden Süden, der Glanz und die Macht der Kirche, die leidenschaftlichen Kämpfe mit der Hierarchie, das prächtige Bild der langen Papstreihe (freilich unter protestantischem Gesichtswinkel), Aufgang



Julius II.

und Niedergang der Reiche, Schlachtenlärm, Niederlagen und Erhebungen, Blut, Tod und Tränen, Schauspiel über Schauspiel, Schuld, Sühne und Geheimnis — all dies gemengt zu unersättlichem Wirbel, ist enthalten in dieser mächtigen Stadtgeschichte.

Am Schluß seines Werkes sagt Gregorovius: „Ich versenkte mich in die Vergangenheit der Stadt, ich forschte den Schicksalen und Wandlungen Roms, den großen Taten der Päpste in elf Jahrhunderten nach, ich schilderte dieses inhaltsreichste und erschütterndste Trauerspiel der Weltgeschichte, und ich beschrieb die ewig wiederholten, ewig um dasselbe Zentrum kreisenden Kämpfe und Leiden

Roms und Italiens und den verhängnisvollen Anteil, welchen seit den Gotenzeiten Deutschland daran zu nehmen berufen war. . . ."

Die beiden Bände sind eine Druckleistung ersten Ranges. Zum erstenmal erscheint das Werk illustriert durch 240 Tafeln nach Stichen, Plaketten, Stadtplänen, Holzschnitten und Miniaturen jener Zeit. Bis auf wenige Ausnahmen sind die Bilder in der weiteren Öffentlichkeit noch unbekannt. Durch diese Bildbereicherung erlangt das Werk einen hohen kunst- und kulturhistorischen Wert.

An diesen zwei wunderschönen Bänden hat man sein ganzes Leben lang zu lesen: immer wieder wird man gern zu ihnen zurückkehren, denn die Geschichte Roms, der Mutter der Welt, ist ein unerschöpflicher Quell der Anregung und Lehre. Sie wird zum Gleichnis des Lebens und seiner ewigen Verwandlungen. . . .

Von der Einsamkeit des schöpferischen Menschen

Von Richard von Schaukal

Welcher sonderbare Widerspruch: ich bin „der zurückhaltendste Mensch von der Welt“ und dennoch, wenn ich spreche, wenn ich schreibe, bekennenstrotz wie wenige! Und während ich die einzelnen Menschen fast scheu vermeide, gebe ich mich in meinen Büchern schrankenlos mit meinem heimlichsten allen hin. Ich fliehe die Öffentlichkeit und stürze mich doch als Schriftsteller in sie, wo sie am breitesten ist. Ist die Schamlosigkeit dem Künstler so zur „zweiten Natur“ geworden, daß seine „erste“ sie nicht merkt, an ihr vorbeilebt? Aber es ist nicht bloß der Schriftsteller in mir, der den Menschen der Feder anvertraut, auch der Brief ist mir Bekennnisgelegenheit, ja dem Fremdesten, wenn er mir bloß als empfängliches Gefäß gerade taugt, kann ich mich bis zu einem Grade erschließen, der ihn oft mehr befremden mag, als es mich je gereut hat. Es ist nämlich fast in keinem dieser Fälle — Buch, Brief, Gespräch — Vertrauen, worum es sich mir handelt (was aber für den Gegensatz zur „Zurückhaltung“ bezeichnend wäre), es ist nichts als „Mitteilung“, Überströmen, geistige Bewegung, die ich, ein körperlich Geßhaffer, von Zeit zu Zeit brauche, ohne mich weiter darum zu bekümmern, was ihre Wirkung auf andere bedeute. Es sind — mit wenigen Ausnahmen — Selbstgespräche vor Zuhörern, auf die es mir nicht ankommt, die mir aber dazu als Mittel notwendig sind. Ich bleibe in all meiner „rückhaltlosen Offenheit“ dennoch der zwar nicht mit dem Persönlichsten, aber mit seiner Person „zurückhaltendste Mensch von der Welt“. Während ich also schenkend, mich eröffnend, mich vergeudend, ohne mich herzugeben — und stets im Stande, aufzuhören, zu verstummen, in mir selbst unauffindbar zu verschwinden — mit der Welt der Menschen verkehre, bin ich ihr, die ich gering schäze, gewissermaßen nur für mich selbst dankbar. Der vertrauteste Freund versinkt, wenn ich mich von ihm abwende, zählt gleichsam nur, wenn ich ihn aufrufe, ihm für mich zur Erscheinung helfe. Ich kenne die Menschen sehr wohl, die mich durch mich selbst erkannt zu haben glauben, ich stelle jeden an den Platz, der ihm gebührt, ich kann um den also Aufgestellten von allen Seiten herumgehen, während er nur die Seite sieht, die ich ihm jeweils zuwende, er, der vielleicht minder Mitteilsame, mich niemals dazu bringen kann, mich dort zu zeigen, wo ich nicht „von vorn“ bin.

Wer mich nur aus meinen Büchern kennt, mag ein seltsam falsches Bild von mir haben, ein ebenso falsches wie der, der mich bloß „im Leben“ kennt und daher zu „kennen“ meint — es gibt ihrer nicht wenige, die ein Buch von mir nur zufälligerweise in die Hand bekommen hatten und wenig damit anzufangen wußten —: beiläufig bemerkt, ein neuer Beweis für meine Überzeugung, daß der Mensch um so unerforschlicher ist, je mehr Inhaltspunkte er der „Forschung“ bietet.

Björns ons Auferstehung

Von Dr. Carl David Marcus

Dozent für nordische Literaturgeschichte an der Universität Berlin

Goethe oder Schiller, Tolstoi oder Dostojewski, Ibsen oder Björnson — immer dasselbe, und sollte doch heißen Genie und Genie, Bruder und Bruder!

Und dennoch: wie von mächtigen, unsichtbaren Wellen werden sie hochgetragen, Dichter und Denker, die wir lieben oder hassen und die unser Leben bestimmen, viel stärker als wir für gewöhnlich glauben. Und versinken wieder in einem unendlichen Wellental, in der großen Dämmerung der Weltanschauungen und Modeströmungen.

Vieles, was Ibsen geschrieben hat, erscheint uns überwunden, abgespielt, ausgeklügelt, wir haben ihn in uns aufgenommen, verdaut, und wollen weiter. Bei Björnson liegt die Sache anders: Von den beiden ist Ibsen der einseitige, der mit unerhörter Zähigkeit fast nur eine Form verarbeitet hat, der sich vom Leben abschloß, um in sich selbst hinabzusteigen und Gestalten und Probleme zu formen und zu kneten, als wäre er selbst ein Bildhauer wie sein letzter Held. Björnson ist als Begabung viel reicher, bunter, blühender, springt wie ein Berserker mit allen erdenklichen Formen und Stoffen um, wird zum geistigen Barometer Norwegens, wo man alle Strömungen Europas, auch die sozialen, wissenschaftlichen und politischen ablesen kann, verhaut sich, aber stürmt immer weiter, hoch aufgerichtet der höchste Baum im nordischen Walde, fest überzeugt von seiner göttlichen Mission, ob Christ oder Darwinist! Der geborene Häuptling, der letzte Wikinger.

Wie heißt seine Antwort auf Ibsens Testament: Wenn wir Toten erwachen? Wenn der junge Wein blüht! Ibsens Held und Heldin sind die Gestorbenen, die mit einem zerbrochenen Herzen herumgehen und sich selbst und gegenseitig Vorwürfe machen wegen eines ver spielten Lebens, die wie Schattenbilder von der Schneelawine fort gesegt werden. Björnson schildert aber mit graziöser Hand und schelmischem Lächeln, obgleich dem Tode nahe, das keimende Leben der hübschen jungen Mädchen und die fröhliche Versöhnung der schon alternden Menschen. Während Strindberg, der dritte im Bunde, in seinem Epilog: „Die große Landstraße“, sich vergeblich dem Leben noch einmal zuwendet und dann wieder in die große Einöde zieht.

Sind wir aber Björnson ganz gerecht gewesen wie Ibsen? Haben wir uns nicht irreführen lassen von seinem Reichtum, erleben wir ihn heute, wie es sich gebührt? O, welche Fülle, welche Landschaft bietet nicht seine Dichtung! Es ist wie eine Fahrt nach Norwegen — erst das Rauschen des Meeres, durch den Nebel stürzt die Sonne

und dann der Himmel, Luft und Wasser glänzt und glißert wie am ersten Tage, der breite wiegende Fjord nimmt uns auf, die hohen Bäume wandern bis ins Wasser, die Felsen türmen sich rot und schwarz. Der Fjord verengt sich, einen Augenblick schwimmen Meerschatten um uns herum. — Und dann oben auf der Alm, die grünen Wiesen der Erde leuchten, und wie erstarrte Wellen dehnen sich die blauen Berge, die weißen Gipfel — ein Land der ständigen Kontraste, ein Land, wo die Natur noch herrscht, mit Winterstürmen und Frühlingshimmel, unberührt, wild und rauh, und doch zart und schüchtern.

Und die Menschen dieses Dichters sind immer ganze Menschen, ob schlecht oder gut. Sie geben nicht nach, sie kämpfen um ihr Leben, sie stroßen vor Kraft, guter Laune und Frische, haben alle eine Aufgabe, eine heilige Mission, für die sie alles einsetzen. Es sind Bauern, Künstler, Lehrer, Aerzte, Arbeiter, Industriemagnaten, Minister, Könige — das ganze norwegische Volk marschiert auf in diesen Novellen, Romanen, Dramen, Urgroßmütter und Kinder, Väter und Söhne, Mütter und Töchter. Und was sie zusammenhält, ist die Liebe, die Liebe zur Scholle, zum Vaterland, zur Familie, die Liebe von Mann zur Frau, Elternliebe und Kinderliebe, stark und leidenschaftlich wie nur bei einem jungen, kerngesunden Volke. Kein anderer Dichter der modernen Literatur hat so schöne Frauengestalten geschaffen — jede wirkliche Frau hat bei Björnson eine Sondermission — dem Manne zu helfen, den sie liebt. Stolze, königliche Frauen wie Leonarda und Tora Parsberg, die allerdings zu spät kommt, um Paul Lange zu retten, denn er ist zu Tode geheizt von der Nationalkrankheit seines Volkes, der politischen Klatzschart! Man glaube nur nicht, daß dieser in seinem Herzen durchaus optimistische Dichter nicht die schweren Fehler seines Volkes empfunden und gerügt hätte, unter denen auch er zu leiden hatte! Wer kann wohl die zarteste Frauenfigur Björnsens vergessen, die Heldin in „Auf Gottes Wegen“, Frau Ragni, die sterben muß, weil die ganze Enge und Kleinlichkeit des norwegischen Volkes sich gegen sie wendet. Nicht einmal Björnson kann sie retten, er, der sonst der große Bekehrer und Helfer ist bei den schweren Kämpfen seiner Menschen.

Aber der Mensch darf sich nicht überspannen! Das ist vielleicht die tiefste Lehre, die dieser große Menschenkenner dem Leben abgewonnen hat. Nicht nur mit dem Himmel leben, sondern auch mit der Erde!

Deshalb hat er sich von dem dogmatischen Christentum abgewendet, deshalb stirbt Pastor Sang, der reinste aller seiner Menschen, an seiner größten Aufgabe, weil die Forderung der Erde in ihm verstummt ist. Das Größte, was wir uns erwerben können,

ist der Glaube an das diesseitige Leben — der junge Wein soll blühen, überall, bei den Alten wie bei den Jungen!

Wie modern klingt nicht diese Lehre in unseren Ohren. Und wie modern ist nicht die Form, die Sprache, der Stil dieses Dichters. Er schreibt ja seine besten Werke in einem Tempo, als würde ihm jede Sekunde der Atem ausgehen und trotzdem bleibt er Bändiger seiner Inspiration. Obgleich die Sprache zuweilen an einem Ueberreichtum leidet. Ja, er ist der Expressionist vor den Expressionisten, weil sein Impressionismus sich überstürzt. Er ist der erste große Menschenschilderer der norwegischen Dichtung und der erste große Prosaator. Aber — was sollen wir Menschen von heute noch von Björnson lesen?

Wie leicht ist es nicht, eine Gesamtausgabe Ibsens herzustellen. Auch in Deutschland. Man scheidet einige unreife Jugenddramen aus, und drückt den ganzen Rest ab. Und dabei möchte ich heute die Frage aufwerfen: wäre es nicht an der Zeit, eine Auswahl zu treffen? Welche Dramen sind noch lebendig genug, um in unserer Bibliothek stehen zu können?

Bei Björnson war die Auswahl von Anfang viel schwieriger. Und er ist unglücklicherweise von zwei großen, angesehenen Verlegern herausgegeben worden. Man soll nur einen Verleger haben, natürlich einen guten.

Aber was kennen wir heute in Deutschland von Björnson? Im Grunde genommen einzig und allein die „gesammelten Werke“, die im Fischer-Verlag in Berlin erschienen sind. Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß die Auswahl mit dem feinsten Geschmack getroffen worden ist, ja vielleicht hat der Dichter selbst mitgeholfen, und trotzdem möchte ich den Vorschlag machen, daß jede Auswahl, jede Sammlung von „gesammelten Werken“ jedes zehnte Jahr auf seinen Inhalt geprüft werden sollte, ob zu viel oder zu wenig darin enthalten, ob etwas vergessen ist oder nicht.

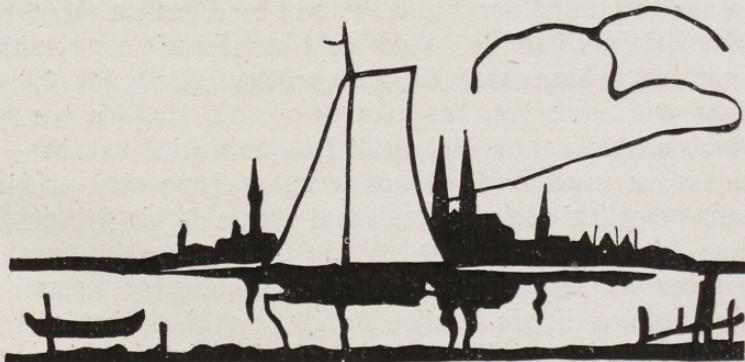
Denn — es ist etwas Starres an diesen Ausgaben! Wir verändern uns doch, wir Leser, und deshalb ist der Björnson oder Strindberg oder Zola vor zwanzig Jahren nicht derselbe wie der von heute! Hand aufs Herz — wer weiß im heutigen Deutschland, daß Björnson ein Epos geschrieben hat, das man getrost als klassisch, das heißt unsterblich nennen kann? Und heißt Arnkjot Gelline und ist — bei Albert Langen in einer sehr schönen Uebersetzung einst erschienen und dann vergessen worden! Wer kennt aber nicht die Frithjof-Sage von dem schwedischen Romantiker Esaias Tegnér, ein Epos, das sogar in den deutschen Schulen gelesen wird, und zwar romantischer, lieblicher gestaltet ist als Arnkjot Gelline, ein Werk, das aber viel wilder und mehr isländisch wirkt. Und ebenso hoch steht, rein poetisch gewertet! Wie hat Björnson nicht hier die dumpfe Sehnsucht des

Nordländers nach dem Meere, nach der Freiheit, der Unendlichkeit besungen.

Ein anderes Beispiel. Wer weiß, daß Björnson ein Maria-Stuart-Drama geschrieben hat, das zu seinen besten Schöpfungen gehört? Es liegt nur vor in einer vergriffenen Ausgabe bei Langen und zwar ist nicht einmal der letzte Akt übersetzt! Ja, Björnson hat es dem Spielleiter, in der norwegischen Ausgabe, überlassen, ob man den letzten Akt spielen soll oder nicht. Natürlich spielt man ihn, wie es der Sohn Björnsens tut am Nationaltheater in Kristiania, denn erst dieser Akt gibt die Lösung dieses bunt bewegten, sehr modern anmutenden Spieles! Gern gebe ich dafür das Schauspiel vom Zusammenbruch eines Geschäftshauses her, das in den „gesammelten Werken“ vorhanden ist, um nicht von dem recht unbedeutenden Zweikter „Die Neuvermählten“ zu reden. Und wer weiß, daß Björnson das Festspiel der norwegischen Bühne geschrieben hat, Sigurd Torsalfar, unerreicht in der Weltliteratur gerade als Festspiel für das Volk. Und wo soll man nach dem Drama „Der Handschuh“ suchen? Ich weiß, das es mit Theorien überladen ist, daß die Problemstellung gewissermaßen überholt ist und trotzdem — man kann die nordische Literatur nicht studieren, ohne diese radikale Herausforderung der Unsitthlichkeit als Prinzip zu kennen. Es spielt dieselbe Rolle wie Ibsens „Ein Puppenheim“, wird heftig von Strindberg angegriffen und ständig zitiert. Ist denn „Ein Puppenheim“ als Kunstwerk so viel bedeutender?

Die Revision der „gesammelten Werke“ sei die Aufgabe unserer Generation. Und da es sich um Björnson handelt — eine Vermehrung der Werke, keine Kürzung! Denn überall in der Weltliteratur suchen wir nach Bodenständigkeit, Echtheit, nach Frische und Kraft der Inspiration, nach dem Dichter, dem das Dichten zur Religion ward! Björnson ist einer! Und deshalb lebe er hoch.

Und nicht Ibsen oder Björnson — sondern Björnson und Ibsen!



Scherenschnitt von Alfred Thon

Schwester Maria

Von Herbert Saekel

Es ging auf Mitternacht, als Schwester Maria auf ihrem Rundgang den Saal 10 betrat. Das war der Saal, in dem es am Abend so übermütig zugegangen war.

Fasching sei nun doch mal eine ganz besondere Zeit, hatten die Soldaten gemeint, und außerdem müßten sie ja bald wieder in den „Schlamassel“ hinaus. Wer weiß, ob sie noch je wieder Fasching erleben oder da draußen auch einmal nur Gelegenheit haben würden ein bissel lustig zu sein. Kurzum: vielleicht morgen schon seien sie tot, aber heute lebten sie noch — sollten sie da nicht lustig sein und sich noch einmal von Herzen auslachen, so lange sie es noch konnten?

Schwester Maria hatte versucht, ihnen zu widersprechen. Sie seien doch gerade erst den Fängen des Todes entronnen, und wenn die wirklich vielleicht morgen schon wieder nach ihnen greifen würden, sei es doch wohl richtiger, so zwischen Tod und Tod ernste Gedanken zu hegen. Ob sie denn gar nicht das Bedürfnis hätten, sich innerlich auf die schweren Stunden vorzubereiten, die ihrer nun wieder harrten? Doch da hatten sie nur übermütig gelacht: „Schwester, wir sind doch Soldaten und keine Klosterbrüder!“

Aber Schwester Maria hatte noch nicht locker gelassen. Ob sie denn gar nicht daran dächten, daß im Gartenpavillon, nur wenige Meter von ihnen entfernt, mancher von ihren schwerverletzten Kameraden vielleicht gerade in dieser Minute seinen letzten Seufzer tue? Und auch an die Heimat hatte sie erinnert: wie da jetzt ihre Mütter und Bräute, ihre Frauen und Kinder in Not und ewigen Angsten lebten und wahrlich an alles andere dächten als daran, Fasching zu feiern. Sie hatte sich in immer größerer Ereifierung ordentlich warm geredet, aber, ach, es war alles vergeblich. Wie hätte sie auch, und wären ihre Argumente noch so trifftig und überzeugend gewesen, den ungestümen Ausbruch der Lebenslust bei all diesen jungen Männern dämpfen können! Seit Jahren schon waren die nun wie mit meilendicken Stahlmauern von allem Schönen, Guten, Freundlichen in der Welt abgesperrt — war es da verwunderlich, daß plötzlich ein Heißhunger nach Freude über sie kam, der schier unersättlich war, ein wildes Verlangen, in Lärm und törichtem Spiel das Gestern, das Heute und das Morgen ihres traurigen Daseins zu vergessen?

So hatte denn Schwester Maria schließlich, das Vergebliche ihres Widerstandes einsehend, das tolle Treiben geduldet und nur zuweilen, wenn das Lärmen und Toben gar zu wild wurde, mit ruhigem Wort zur Mäßigung gemahnt. Ja, mehr und mehr hatte sie, indem sie so dem übermütigen Gespiele dieser großen Kinder zuschaute:

wie diese sonst oft so tapsig unbeholfenen Burschen mit allen nur irgendwie für solchen Dienst verwertbaren Gegenständen ohne Unterlaß eine närrisch lärmende Musik zu machen wußten, wie sie sangen, tanzten und einander jagten, mit Bettüchern, Pappschachteln, Verbandsbinden, Krücken und sonst verfügbarem Gerät allerhand Mummenschanz trieben, wie sie ihre Vorgesetzten, die Aerzte, die Schwestern und Pfleger und gegenseitig auch sich selbst kopierten und karikierten, unter großem Hallo humoristische Boxkämpfe und über die Betten hinweg akrobatenhaft geschickt Hindernisrennen veranstalteten, und wie sie nicht eine Minute, nicht eine Sekunde lang auch nur sich durch Gedanken an die furchtbare Wirklichkeit vor und nach der freudentollen Illusion dieses Abends in ihrem Treiben beirren ließen — mehr und mehr hatte Schwester Maria, während sie all dies beobachtete, es verstehen und billigen gelernt. Zwar hatte sie, als einer der Soldaten, durch anfeuernde Reden der anderen ermutigt, auch sie zum Tanz aufforderte, energisch abgelehnt, aber sie hatte, was sie eine Stunde zuvor noch als eine unerhörte Zummung empfunden hätte, es ihm doch nicht verargen können. Wer so unbewußt und harmlos sich zu freuen wußte wie diese Leute, dem konnte man wirklich nicht böse sein. Und vor allem hatten doch die hier wohl in der Tat ein besonderes Recht auch in diesen traurigen Zeiten lustig zu sein und zu feiern.

Ach ja! Mit dem strengen Ernst, zu dem man im Elternhaus und später im Schwesternheim erzogen worden war, ließ sich gewiß das Leben meistern, solange es in normalen Bahnen verlief. Wer hier hinten, fern der Front und ihren Heimsuchungen, seinen Posten hatte, der konnte und mußte an den überkommenen Grundsätzen schon festhalten. Aber für die da vorn konnten sie wohl wirklich nicht so unbedingt gelten; die Ungewöhnlichkeit ihrer Lage stellte sie doch außerhalb des Gesetzes. Wer dem furchtbaren Scheusal Krieg so tagaus, tagein in die Augen schauen mußte, wer immer wieder ohne Furcht und Zaudern gegen tausendsachen Tod anzulaufen hatte, woher sollte der schließlich noch die Kraft zu all dem hernehmen, wenn er sich in trübsinnige Betrachtungen über seine Lage verlieren und nicht in irgendwelcher übermütigen Spielerei, und wäre sie auch noch so kindisch und sinnlos, Vergessen suchen und seinen Nerven eine kleine Ausspannung schaffen wollte? Wieder einmal hatte Schwester Maria einsehen müssen, daß die Welt durchaus nicht so übersichtlich wohlgeordnet war, wie man sie früher zu sehen gelernt hatte. Gut und Schlecht, Groß und Klein, Recht und Unrecht ließen sich keineswegs immer so einfach und säuberlich auseinanderhalten, wie sie in den gutgemeinten Lebensregeln auseinandergehalten waren, mit denen Eltern und Erzieher einen ins Leben hinausgeschickt hatten. Was hier schlecht und unerlaubt war, konnte dort, unter anderen Lebens-

umständen, sehr wohl gut, ja: notwendig sein. Und was Recht und Unrecht anging — gab es denn in dieser Welt überhaupt Recht und Gerechtigkeit? War das gerecht, wenn eine Handbewegung, ein Federstrich irgend eines unsichtbaren, selbst den Gefahren entrückten Gewalthabers genügte, all dies jugendfrische, kraftvoll gesunde, harmlos daseinsfrohe Leben hier schon morgen dem Tod in den Rachen zu werfen? Schließ Gott denn, sah er denn nicht, wie seit Jahr und Tag das Antlitz seiner Schöpfung durch Torheit und Tod, durch Greuel und Gewalt entstellt wurde? Und wenn er es sah und duldet ... warum duldet er es dann, was war der Sinn in dem allen? Daß man unter der ständigen Drohung des Todes das Leben erst recht lieben lernte? Oder hieß dieser Sinn: Opfer? Gewiß, Opfer, in voller Freiwilligkeit, bewußt und freudig dargebracht, das war groß und schön. Doch wenn nur ein Teil des Volkes so opferte, nur die Soldaten und nicht alle, wenn nicht alle wenigstens bereit waren zu solchem Opfer, so war doch wieder das Ganze falsch und sinnlos ... Ach, je mehr man sich in diese Dinge hineindachte, desto verwirrter sah man sie vor sich.

* * *

Solche Gedanken hatten Schwester Maria den ganzen Abend hindurch nicht losgelassen. Immer wieder, während sie in den anderen Sälen hier einem den Verband erneuerte, dort einem anderen die Kissen zurechtrückte oder, damit er endlich Ruhe und Schlaf finde, die Morphiumsprize gab, waren sie ihr aufgestiegen, und von neuem regten sie sich jetzt in ihr, als sie mit behutsamen Schritten den Saal 10 betrat. Diese Stille lagerte über dem noch kurz zuvor von buntem Lärm erfüllten Raum; jeden Atemzug konnte man deutlich vernehmen. Da lagen sie nun, die übermüdeten Gesellen von vorher, müde gespielt, mit stillen, friedlichen Gesichtern in den Arm des Schlafes hingebreitet — wie konnte nur einer, an dessen Bett schon wieder mit erhobener Sense der Tod auf der Lauer stand, so sorglos und ruhig schlafen? Kannten denn diese Männer wirklich keine Furcht? Waren sie so lebenslustig und freudenhungrig und nahmen es doch so leicht in den Tod hineingehen zu müssen? Welche Geheimnisse lagen da für eine suchende Seele verborgen!

Sieh da! Dort hält einer im Schlaf noch ein Bild in der Hand. Er muß über seiner Betrachtung wohl eingeschlafen sein. Ob es seine Mutter ist oder seine Liebste? Er hat noch im Schlaf ein so glückseliges Gesicht — gewiß ist es das Bild seines Kindes, das ihn in den Traum hinübergelitete. Und der dort hat am Pfosten seines Bettes ein farbiges Band befestigt, daß es wie ein Freudenwimpel über seiner schlafumwölkten Stirn weht — bekam er es mit dem letzten Liebesgabenpaket aus der Heimat geschickt? steckte irgendwo in französischem Quartier ein Mädchen es ihm heimlich zu? ist es ein An-

denken vielleicht an längst vergangene sonnige Tage, das er nun, wie viele tun, als Talisman auf der Brust durch die Schlachten hinträgt? Da hat einer vor dem Einschlafen einen Brief in die Heimat geschrieben und auf das Brett über seinem Lager gestellt, damit der Wärter ihn am Morgen zur Post mitnehme; hier liegt ein Buch, darin vor der Nacht noch gelesen wurde — „Der zerbrochene Krug“, entziffert nicht ohne leises Lächeln Schwester Maria im Lichtkegel ihrer Taschenlampe den Titel —, da eine unvollendete Bleistiftzeichnung: Kinder, mit Blumen im Haar einen sanften Rasenhügel hinabsteigend. Viele lächeln im Schlaf, als zögen schöne lichte Träume gerade durch ihre Seele, alle atmen gleichmäßig, friedlich, und nirgendwo eine sorgenumdüsterte Stirn, ein unruhiges Gesicht. Schwester Maria seufzt tief auf: welche schöne Stille, welche friedsame Heiterkeit — und morgen schon wird der Schatten des Todes durch diesen Saal hinfliegen, morgen schon!

Morgen schon? — Ach, nicht morgen erst! Schwester Maria horcht plötzlich erschreckt auf. Irgendwoher aus der Ferne und von hoch oben herunter kommt ein tiefes, böses Brummen durch die stille Nacht. Sie kennt diesen unheimlichwitterten Ton nur allzu gut: feindliche Flieger im Anmarsch, in wenigen Minuten schon können sie da sein. Richtig, da geht auch schon das Gegenspiel von unten her an. Harte, kurze Schläge machen alle Fenster erzittern, und dann steigt unheimlich quirlend ein vielfaches Heulen, Pfeifen und Sausen in die Luft, höher und immer höher, bis es mit einem durch die große Entfernung zum dumpfen Paukenschlag abgedämpften Krachen seinen Abschluß findet. Die Abwehrgefäße sind in Aktion getreten, und jetzt lassen auch, während gleichzeitig ringsum wohl ein Dutzend Maschinengewehre wütend aufbelst, die Scheinwerfer ihre riesigen Lichtkegel aufblitzen. Wie erregt suchende Finger fahren die nervös im dunklen Raume hin und her — wenn sie über die Fenster hinstreifen, ist für Sekunden der ganze Saal von einer grellweißen Lichtflut erfüllt, die einen blendet und erschrecken macht.

Schwester Maria, ans Fenster hintretend, sucht mit ihnen die dunklen Abgründe der Nacht ab nach dem Tode, der mit seinem gespenstisch monotonen Drohlied da früher noch, als sie gedacht, im Anmarsch ist. Nichts, gar nichts! Immer nur dies unheimlich dunkle Brummen irgendwo im Raum. Mit all ihrer Kraft wirft sich Schwester Maria diesem unsägbaren und immer doch zum Greifen nahen Feind entgegen. Ihre Augen werden hart und herrisch in Trotz und Abwehr, und ohne Worte ringt sich ein zorniger Bannspruch aus ihr empor: „Nein, nur das nicht, nur heute nicht! Diese eine Nacht noch mußt du sie verschonen, diese eine Nacht noch sollen sie unversehrt und in Frieden schlafen dürfen. So jung und frisch und lebensfroh waren sie vor wenigen Stunden noch und sollen jetzt sterben, so sinnlos,

so unvorbereitet, sollen aus lieblichem Traum in dunklen Tod so stürzen? Nein und abermals nein! Das darf nicht sein. Nimm mich, wenn es sein muß, nimm mich, aber laß von diesen, schone sie wenigstens diese eine Nacht noch!"

Schwester Maria ist in die Knie gesunken. Inbrunst schüttert sie, als läge sie vor Gottes Angesicht im Gebet. Das Brummen in den Lüften wird schwächer, die Geschüze schweigen — sie sind — vorbei geflogen.

* * *

Noch zitternd vor Erregung, steht Schwester Maria auf, wendet sich dem Saale zu, der jetzt wieder im Dunkeln liegt. Friedlich, wie zuvor, schlafen die Männer in ihren Betten; keinen hat auch ein Ahnen nur angerührt der furchtbaren Gefahr, die da für Minuten über ihnen allen schwelte. Der Schein der Taschenlampe wandert prüfend über die Betten hin: nichts röhrt sich, alle atmen ruhig und tief, viele lächeln noch immer schönen Träumen zu. Doch schon im Begriff, den Saal wieder zu verlassen, bleibt Schwester Maria jäh stehen. Dort am anderen Saalende — hat sich da nicht einer aufgerichtet? Mit leisen Schritten geht sie durch den Gang zwischen den Betten auf das eine da hinten zu, aber wildes Erschrecken hemmt plötzlich ihr den Fuß. Nein, auch dieser hier schlafst in Frieden — aber über ihm, am Kopfende seines Bettes, regt sich etwas. Verschwommen zunächst, doch dann im Lichte der Taschenlampe ganz deutlich sieht Schwester Maria dort eine fahlweiße Erscheinung hocken. Aus weiten, losen Gewändern fallen, nein, hängen leblos ohne Blut und Kraft, gespenstisch bleich, zwei zum Entsezen knochige Hände herab, mit unergründlich tiefen Augenhöhlen, in denen nicht ein Funke lebendigen Augenlichts glimmt, schwingt ein fleischloser Schädel unhörbar hin und her, eine blass, blaugrüne Aureole zittert infernalisch um dies Höllen Haupt. . . . Der Tod!

Mit Entsezen nimmt Schwester Maria zugleich wahr, daß das unheilvolle Brummen draußen in den Lüften wieder da ist, mit jeder Sekunde stärker wird. Sie will schreien, aber kein einziges Wort vermag ihr bebender Mund zu bilden, nur ein dumpfes gebrochenes Röcheln entringt sich ihm. Sie will sich auf den unheimlichen Gast stürzen, ihn davonjagen, aber ihre Füße versagen den Dienst. Sie will irgendeinen Gegenstand ergreifen, ihn gegen die Erscheinung schleudern — ihre Arme gehorchen ihr nicht mehr. Von Grausen, Zorn und Schmerz aufgewühlt, kann sie nichts tun, als mit geballten Fäusten die Arme abwehrend und drohend zugleich ausstrecken und mit den Augen allein gegen den Tod ankämpfen. Aber der, gewohnt nicht mit einer schwachen Frau nur, nein; mit Tausenden und Abertausenden von Männern zugleich zu ringen, sich so leicht nicht beirren läßt; höhnisch schwingt das Höllen Haupt im Takt zu der Unheilsmelodie der Motoren, die nun schon ganz,

ganz nahe über den Dächern des Lazarets ist — aber jetzt hat sie den bösartig spitzen und hellen Ton, mit dem gereizte Bienen-schwärme die Lüfte erfüllen. Jeden Augenblick kann, muß die erste Bombe niederkrachen, dort niederkrachen, wo inmitten dieser friedlich schlummernden Menschen die höllisch grinsende Fratze sich niedergelassen hat.

Da reißt Schwester Maria mit letzter Kraft sich aus Schrecken und Verzweiflung auf. Mit übergewaltiger Willensanstrengung zwingt sie ihre Gedanken zu Ruhe und Klarheit, zwingt sie ihr Herz tapfer zu sein, standzuhalten. Noch immer ist ihr Mund der Worte nicht mächtig, aber in der Aussprache, die hier geführt wird, in dem erbitterten Ringen, das jetzt anhebt, bedarf es der gesprochenen Worte auch nicht. Wille steht hier gegen Willen — siegen wird, wessen Wille der festere, der klarere, der reinere ist. Und wie ein stahlgepanzertes kühnes Streitross bäumt sich der Wille der Schwester Maria gegen den Tod auf:

„Hinweg mit dir! Willst du meuchlings im Schlaf friedliche Menschen überfallen — fühlst du dich nicht stark genug, im offenen Kampfe sie zu fällen? Pfui über deine Feigheit und Hinterhältigkeit! Unter Gottes Willen mußt auch du dich beugen. Gott will Opfer, freies, männliches Opfer, aber nicht den Mord. Hinweg deine Hände von diesen, hinweg mit dir! Sieh, hier stehe ich, wach und kampfbereit — gehe mich nur an! Ich werde mit dir ringen und dich niederzwingen. Ich dulde es nicht, daß du als Viehischer Schlächter über ahnungslos Träumende herfällst; ich verbiete es dir im Namen dessen, dem alles untertan ist in dieser Welt und auch du. Hinweg du — hinweg, hinweg!“

So gewaltig lodert der Sturm der Empörung und des Zornes aus dieser reinen Seele ihn an, daß selbst der mächtige Tod davor weichen muß. Langsam, mit Zähneknirschen und ingrimmigem Widerstand, räumt er seine Position und weicht gegen den Saalausgang zurück, Schritt um Schritt weiter gejagt von der Frau, die mit drohend erhobenem Arm ihm hart nachdrängt. An der Tür an jeder Ecke des dunklen winkligen Korridors, auf der Treppe — immer wieder sucht er erneut Posto zu fassen, sich mit dem Rücken gegen Säulen und Wände stemmend oder wie Blätterranken die Knochenfinger zäh in das Stabneß des Treppengeländers schlängend, Widerstand zu leisten. Aber übermächtig ist der Wille der Schwester Maria, und nicht einen Atemzug lang auch nur erlahmt ihre kämpferische Wachsamkeit. Immer wieder trifft ihn gress der Lichtkegel der Taschenlampe; dann zerfließt zögernd seine Gestalt ins Wesenlose, um einige Schritte weiter zurück abermals aus dem Boden zu wachsen: bleich, düster und furchterregend knochig. Und immer noch singen draußen die Motoren ihr unheimliches Lied.

Die Treppe hinunter, hinaus aus dem Hause, quer über den Hof hin geht diese gespenstische Verfolgung. Als Schwester Maria bis zur Gartenpforte vorgedrungen ist, fährt mit furchtbarem Heulen die erste Bombe aus dem Dunkel nieder. Jäh bricht jenseits des Gartens eine gelbrote Lühe empor, Erde, Steine, Eisensplitter fegt ein wütender Sturm über Schwester Marias Haupt hin. „Weiter noch fort!“ drängt sie, „noch weiter!“ Versucht da nicht ihr Widersacher, sich seitlich an ihr vorbeizuschleichen, das Haus wieder zu erreichen? Sie springt an der Hecke entlang, wirft sich mit ausbreiteten Armen ihm entgegen, daß er jählings zurückfährt, drängt ihn weiter, Schritt für Schritt, zurück bis ans andere Ende des Gartens. Will er im Geäst der Kastanie sich verschanzen, die da steht? „Hinweg, hinweg!“

Quer durch den Garten stürmt sie, die Lampe wie eine Waffe in der Rechten schwingend, kommt zu Fall, reißt sich wieder auf, stürzt weiter, ins Dunkel hinein. Atemlos von der wilden Jagd, muß sie am Fuße des Baumes verhalten. Wo ist der Feind — dort oben, draußen im Feld? Sie lehnt sich erschöpft gegen den Stamm, läßt suchend das Licht der Laterne ins Dunkel hinkreisen. Da plötzlich, unheimlich pfeifend, gurgelnd, rauschend stürzt aus der Höhe furchtbare Drohung auf sie nieder. Sie möchte fliehen — darf nicht, sie will schreien — kann nicht. Sie steht in panischem Schrecken, das Blut in den Adern ist wie Eis schmerzlich kalt, ihre Gedanken jagen fieberhaft: „Was ist der Sinn des Ganzen? — Kinder, mit Blumen im Haar, einen sanften Rasenhügel hinabsteigend . . . aber die Zeichnung ist noch nicht fertig. — Gott will Opfer — — —.“ Der Baum, der Himmel, die Welt brechen plötzlich über ihr zusammen. Höllische Glut brandet haushoch um sie auf. Inmitten der Flammen tanzt der Tod, schreit, schreit gellend, höhnisch, infernalisch, triumphierend.

* * *

Der Pfleger, der um Mitternacht Schwester Maria abzulösen hatte, nahm, da er sie nirgendwo in den Krankensälen zu finden vermochte, an, daß sie in ihr Zimmer gegangen sei, ohne die Ablösung abzuwarten. Erst am nächsten Morgen vermißte man sie. Und erst mittags, als man daran ging, die Reste des von einer Bombe zerschmetterten Kastanienbaumes fortzuräumen — das Lazarett war wie durch ein Wunder von keiner der wohl zwanzig schweren Bomben getroffen worden — fand man die Leiche. Neben ihr, immer noch leuchtend, wenn auch schon dem Verlöschen nahe, lag die Taschenlampe. Kein Mensch wußte sich zu erklären, was Schwester Maria bewogen haben konnte, entgegen dem strengsten Verbot während des Fliegerangriffs das Haus zu verlassen und mitten in der Winternacht in den Garten zu gehen.



Schneewittchen im Walde

Die Scherenschnitte Alfred Thons

Von Gustav-Erich Daun

Was uns an den Märchen und Sagen, die unserer Kindheit Begleiter waren, immer und immer wieder aufs neue fesselt und entzückt, das ist ihre wundervolle, unübertreffliche Schlichtheit. Mit den einfachsten Mitteln der Darstellungskunst schufen sie uns eine Wunderwelt mit Königen und Prinzessinnen, mit Riesen und Zwergen, mit bösen Hexen und guten Feen und fürchterlichen Fabelwesen, die so bunt und vielgestaltig war, daß uns später die richtige Welt und das wirkliche Leben mit seinen abertausend Filmen und Romanen dagegen nüchtern und grau erschien.

In diese bunte Märchenwelt führt uns Alfred Thon. Er wäre selbst vielleicht ein Märchenerzähler geworden, wenn ihm nicht eine gute Fee an Stelle der Schreibfeder einen Zeichenstift und eine zierliche Schere in die Wiege gelegt hätte. Und so greift er als Illustrator und Buchkünstler, der den wesentlichsten und charakteristischsten Teil seines Schaffens ausmacht, zum Scherenschnitt, der neben dem Holzschnitt zu den einfachsten, aber auch eindringlichsten Gestaltungsmitteln der bildenden Kunst gehört, um die schlichten Schönheiten der Märchen noch lebendiger werden zu lassen. Da gibt es keine Schattierungen und Abstufungen der Farben mehr, Schwarz und Weiß, im stärksten Kontrast zueinander, sind allein die beiden Elemente, aus denen es Fläche, Bewegung, Raum und Leben zu

schaffen gilt. Aus der Wahl seiner Motive, aus dem Wesen des Künstlers heraus, ist es auch erklärlich, warum es gerade der Scherenschnitt ist, dem Alfred Thon sich mit so ganz besonderer Liebe und Gestaltungsfreude widmet. Gibt es wohl ein zarteres Material, um die Feinheiten und den heimlichen Zauber des deutschen Märchens ahnen zu lassen und wiederzugeben, als das hauchdünne schwarze Papier, aus dem, kunstvoll geschnitten, zierliche Figuren entstehen? Der Holzschnitt schreitet gleichsam mit wuchtigen Schritten daher, redet sich ins Monumentale, während der Scherenschnitt als sein zierlicher und kleiner Bruder tänzelt und spielt. Im Scherenschnitt hat die Phantasie den weitesten Spielraum, die schnurriesten Einfälle sind im Nu bildhaft geworden, denn die Materie, leicht wie der Gedanke selbst, bietet der Hand des Künstlers nur wenig Widerstand. So entstehen lustige Gebilde, in denen die wundersame Stimmung des Märchens und seine Unwirklichkeit spürbar wird.

Alfred Thon gelingt es vortrefflich in seinen Märchenbildern, die von kindlicher Schlichtheit sind, das Leichtbeschwingte, Filigranhafte und dabei doch so Lebensprühende dieser Volkszählungen nahezubringen. Er gibt uns das beinahe vergessene Märchen wieder zurück, umwobt es mit neuen zarten Illusionen, die nun einmal den Reiz der Märchenwelt ausmachen. In seinen Arbeiten hört man es zu-



Hänsel sammelt die Kieselsteine

weilen singen und klingen von froher Musik alter Reigen und Volkslieder, die Romantik der Spinnstuben und des knisternden Kamins wird wieder wach, und ganz, ganz leise raunt und wispert eine altvertraute Stimme: „Es war einmal . . .“

Alfred Thon ist hauptsächlich Illustrator. Er schuf neben vielem anderen den Buchschmuck zu der reizenden Sammlung „Aus Märchen, Sage und Dichtung“, die Ferdinand Hirt, Breslau, in geschmackvollen Bändchen erscheinen lässt, und aus denen die hier gezeigten Proben



Schatzhanser im grünen Tannenwald

seiner Kunst mit Genehmigung des Verlages entnommen sind. Aber er ist kein Illustrator im landläufigen Sinne, der sich sklavisch an den Text hält, sondern Thon geht da seine eigenen Wege. Seine Scherenschnitte sind nicht lediglich Abbildungen, sondern oftmals Notizen des Künstlers zu der Erzählung, eigene Variationen zu einem Thema. Man kann in den Büchern, die Thon illustriert hat, oft ganze Seiten durchblättern, ohne auf ein Bild zu stoßen, bis dann wieder ein Schnitt erscheint, der nur in losem Zusammenhang mit dem Text steht, und einen beiläufig erwähnten Gedanken, der den Künstler aber besonders fesselte, eine liebevolle Unterstreichung gibt. Da ist es manchmal nicht das Naheliegendste, das sich dem Leser bei der

Lektüre selbst bildhaft aufdrängt, sondern irgendein Nebenumstand, der ihn zur Gestaltung reizt. Alfred Thon ist nicht nur Künstler, sondern auch Pädagoge, der die Seele des Kindes kennt und ihm nicht das eigene Phantasiebild rauben will, sondern dort mit seinen Bildern Helfer wird, wo der Stoff nicht so selbstgestaltend wirkt. So ist es nur verständlich, daß Thon auch dem modernen Schulbuch künstlerischen Schmuck gibt, und zwar hat er die wunderschönen „Deutschen Lesehefte“, die gleichfalls von Ferdinand Hirt herausgegeben worden sind,



Der Hafen von Rotterdam

mit illustriert. Da gibt es so nette lustige Bilder zu den bekannten Geschichtchen, daß man am liebsten noch einmal in die Schule gehen möchte. Selbst für den Erwachsenen ist es eine reine Freude, in diesem Schulbuch zu blättern, das bereits in vielen Lehranstalten Eingang gefunden hat.

Charakteristisch für das Schaffen Alfred Thons ist es auch, daß er den Scherenschnitt aus dem ursprünglichen Schattenriß, der wegen seiner Einfachheit und Anspruchslosigkeit seiner Zeit nach dem allzu sparsamen französischen Finanzminister nicht ganz ohne spöttenden Beigeschmack Silhouette genannt wurde, zu einem graphischen

Kunstwerk von besonderem Charakter entwickelt hat. Seine Schnitte sind voller Bewegung und Tiefe, sie atmen ein sicheres Raumgefühl und fesseln vor allem durch das feine Verständnis ihres Schöpfers für Schwarz-Weiß-Wirkung, durch eine fein abgewogene und sicher gekonnte Komposition. Manchmal ist es so, als ob Schwarz und Weiß sich symbolhaft weiten und als feindliche Elemente selbständige einen Kampf führen, den Kampf des Guten, Lichten gegen das Böse, Dunkle.

Dieser Eindruck wird besonders — um auf die hier gezeigten Proben seiner Kunst einzugehen — bei dem Bilde von Schneewittchen



Postkutschensfahrt

im Walde (Grimms Auserwählte Märchen, Band 1) erweckt, wo das drohende, fast undurchdringliche Gestrüpp des Waldes die leichte, elfenhafte Gestalt des armen Prinzenhänschens mit einem engen Ring umgibt und fast erdrückt. Gerade dies Hineinsetzen einer Figur in eine schwarze Fläche, das sonst nur der Holzschnitt kennt, gibt den Arbeiten Thons eine reizvolle Abwechslung. Aber auch, wenn es gilt, Naturstimmungen zu schildern, wie das gespenstische der Mondlandschaft, in der Hänsel die Kieselsteine sammelt, um den Weg zurückzufinden, zeigt sich der Künstler von besonderer Note. Wie drohend hängen die Wolken über der bleichen Scheibe des Mondes, wie phantastisch reckt sich die gebückte Gestalt des Knaben in die kahle,

schier unendliche Landschaft mit den wenigen müden Gräsern, und wie schaurig wirkt der groteske Schatten, der fast mit der Figur verwächst, und ihr in die Hand zu fallen droht. Und mit wie wenigen Mitteln ist das alles gemacht, mit welcher freien Selbstverständlichkeit!

Von manigfachen Reizen sind auch die nächsten vier Bilder zu Wilhelm Hauffs Märchenerzählungen „Das kalte Herz“, deren Schönheit der Künstler ganz in sich aufgenommen hat und in seinen Scherenschnitten vielfältig widerstrahlt. Rein als Schattenriß, ganz



Das neue Bauernhaus

wunderlich auf das Märchenhafte gestellt, ist das Bild vom „Schahhäuser im grünen Tannenwald“, vor dem der arme Kohlenmunkpeter steht. „... Unter einer schönen Tanne saß ein kleines altes Männlein in schwarzem Wams und roten Strümpfen und dem großen Hut auf dem Kopfe. Er hatte ein feines, freundliches Gesichtchen und ein Bärtchen, so zart, wie aus Spinnenweben; er rauchte, was sonderbar anzusehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter nähertrat, sah er zu seinem Erstaunen, daß auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas bestanden. . . .“ Läßt sich wohl diese wundervolle Stimmung, der verzauberte Wald, das pußige Glasmännlein, trefflicher wieder-

geben, als es in dem schnurrigen und doch so einfältigen Bildchen geschehen ist?

Oder das andere Bild von dem Hafen von Rotterdam mit dem Kirchturm und den schlanken Mästen. Nur im Hintergrund ein paar Laternen, Stadt und Hafenmauer verschmelzen zu einer schwarzen Fläche; im Vordergrunde wird das wüste Treiben, das der Dichter nur so beiläufig erwähnt, durch die bewegungsreichen Gestalten der streitenden Schiffer sinnfällig geschildert. Welche Bewegung hat sogar hier das Wasser, in dem die Schatten der Schiffsrümpfe und der Brückenpfeiler unruhig zu zittern scheinen.

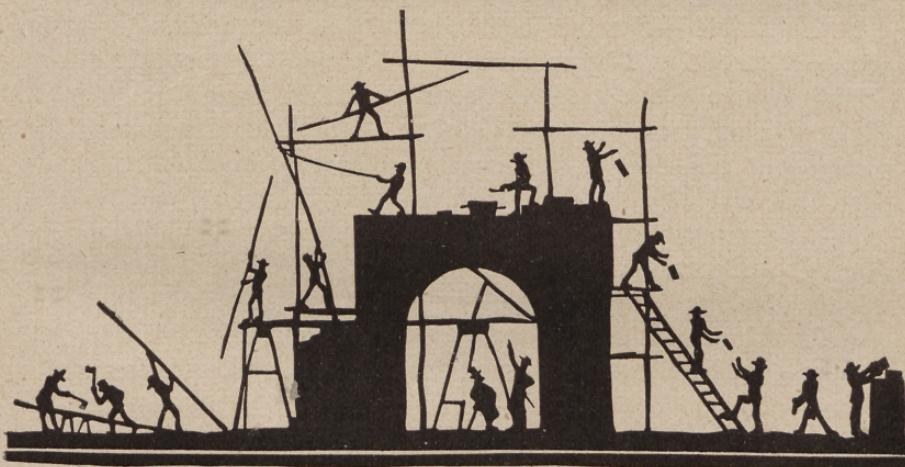


Der dicke mäcklenborgsche Hertog

Am schönsten werden aber die Schnitte Alfred Thons, wenn er die deutsche Landschaft schildert. Dann blüht die Heimat auf, man spürt den Hauch der deutschen Erde, die Weite, Größe und Unermeßlichkeit der Natur, und in den kleinen Bildchen ist das Gewaltige, die Unmittelbarkeit des Alls eingefangen. Bäume steilen sich hoch in die Luft, Berge recken sich in den Himmel, durch einen schwanken- den Halm erhält die ganze Landschaft Bewegung, und alles ist geschlossen und doch grenzenlos. Hier zeigt sich, daß Alfred Thon Heimatkünstler im schönsten Sinne des Wortes ist, daß er die heimatliche Scholle über alles liebt, und daß seine Kunst aus ihr die beste Kraft und den herrlichsten Impuls empfängt.

Fühlt man nicht bei der „Postkutschensfahrt“, wie der Sturmwind durch die Pappeln braust, wie die Landschaft, die Berge vorüberfliegen? Wie munter die Pferdchen laufen, wie die Peitsche

knallt, und heissa, wie die Huſe klappern! Wie friedvoll, wie ein Abendgebet, ist dagegen das Bildchen mit dem geruhſamen Bauernhaus inmitten des hügeligen Landes mit der hohen Tanne, die noch weit über den schwarzen Rahmen in den Himmel zu ragen scheint. Auch hier ist die Stimmung der Erzählung wundervoll eingefangen, wie der Kohlenmunkpeter, der sein warmes Herz verkauſte und ein steinernes dafür bekam, alle seine bösen Taten bereut in seine alte Hütte demütig zurückkehren will, dank der Hilfe des wunderlichen Glasmännchens ein schönes Bauernhaus vorfindet, und nun ein fleißiger und wackerer Mann wird. Auch ohne den verbindenden



Das Rathaus der Schildbürger

Text sind diese Scherenschnitte von starker Wirkung durch ihre Geschlossenheit und den frischen klaren Geist, von dem sie erfüllt sind.

Ganz eigenartig, aber für die Schaffensweise Alfred Thons durchaus charakteristisch, ist die nächste Wiedergabe, der „dicke mäcklenborgſche Hertog“ aus John Brinckmanns köstlicher plattdeutscher Erzählung „Höger up“ (Höher herauf). Diesen armen Mann, der „de Muk in sin beiden Been und son dicken Buck krägen hadd, daß he em in en Handock öwer sin egen Schuller drägen müßt, wenn he nich plazzen süll“, schneidet Alfred Thon aus der umgebenden schwarzen Fläche heraus und erweckt mit diesem einfachen und trotzdem so raffiniert wirkenden Mittel den Eindruck, als ob der gute Herzog wirklich gleich jeden Augenblick „plazzen süll“. Die Figur versinkt förmlich in den Kissen, und die weichen, plastischen Konturen geben ihr bei aller Massigkeit und Fülle etwas durchaus gemütliches. Und wie fein ist der Lehnſtuhl mit den wenigen ausgesparten Linien angedeutet. Hier hat der Künstler in der Wirkung eine Synthese

zwischen Holz- und Scherenschnitt gefunden, hier überwiegt vollkommen das graphische Element und Talent des Künstlers. Dieser Schnitt ist von einer Nachhaltigkeit und Prägnanz des Eindrucks, wie sie selten wieder erreicht wird.

In den beiden letzten Schnitten dagegen, den „Leseheften“, entnommen, zeigt sich Thon wiederum als virtuoser Beherrscher der reinen Scherenschnittechnik, die ganz auf den Umriss, das Schattenbild der Dinge eingestellt ist. Was für ein emsiges Treiben herrscht bei dem Bau des Rathauses der Schildbürger. Ungemein plastisch ragen die Baugerüste in die Höhe, man sieht das Haus gleichsam wachsen und fühlt, wie die winzigen Männlein vor lauter Eifer und Einfalt die Fenster vergessen werden. Von der gleichen Dynamik ist auch der letzte Scherenschnitt, der die Schildbürger beim Holzfällen zeigt. In der strengen Komposition des Dreiecks gibt er in dieser Vignette ein Bild, das voller Tierlichkeit, Bewegung und Leichtigkeit ist. Auch in den anderen Büchern, die Thon auf seine Art illustriert hat, sei es in den schlichten Märchen Reinicks, dem „Pole Poppenspeeler“ von Storm, immer erweist er sich als feinsinniger, talentvoller Künstler, der neben den bloßen Abbildungen höhere Werte zu schaffen bemüht ist.

An dieser Stelle sei noch erwähnt, daß Alfred Thon auch andere Techniken der bildenden Kunst beherrscht und auch hierin Be-



Die Schildbürger beim Holzfällen

merkenswertes leistet. Seine starke Liebe zur Natur, die sich schon in den Scherenschnitten auf das schönste offenbart, findet auch in seinen Landschaftsgemälden einen besonders starken Ausdruck. Er malt in feinen, stillen Tönen und Stimmungen, liebt unaufdringliche gedeckte Farben, und seine Bilder atmen Ruhe und Naturfrieden, so daß seine Art etwa an die Werke Caspar David Friedrichs gemahnt.



Scherenschnitt von Alfred Thon

So ist das Schaffen Alfred Thons in seiner Vielseitigkeit die Verkörperung einer starken wertvollen Persönlichkeit, die aus sich selbst schöpft und der Kunst das Beste zu geben wünscht. Als „Stiller im Lande“ geht er unbeirrbar, fernab der großen Straße und des lauten Geschreies des Tages seinen eigenen Weg. Einen Weg, der durch die Wundergärten des deutschen Gemütes, durch den deutschen Märchenwald zu dem erquickenden Born deutscher Volkskunst führt. Seine einfache, im innersten Wesen anspruchslose Kunst wird somit Pflege an den Gütern unseres Volkstums und unserer Kultur.



Scherenschnitt von Alfred Thon

Winkwanderer¹⁾

Von Hans Friedrich Blund

Woher die roten Geranien in unseren Fenstern kommen, und wie sie den Namen Winkwanderer erhielten, will ich euch auch noch erzählen. Es dauert nicht lange, ach, es ist ja nur die traurige Geschichte eines fröhlichen kleinen Mädchens, das so gern aus dem Fenster lugte und den Wanderern nachschaute, die singend in die Weite zogen. Jedem wünschte sie von Herzen, daß er über so viele Meere und Berge käme, wie er sich nur denken könnte, und einem, dem sie besonders wohlwollte, hoffte sie zu, daß er nimmer in das große langweilige Stadtende wiederzukehren brauchte, in dem sie lebte.

Es war ja auch ein wenig eintönig bei ihr. Da wohnte sie im allerletzten Hause, schon fast auf der großen Landstraße, wo der Wald auf Posten steht, war fröhlich und lachte so gern und durfte nicht viel weiter als an die Gartentür gehen. Sie sei ja so krank, sagten alle Leute, und der Doktor, der mitunter kam, sagte es auch, und alle Besucher taten so ernst und mitleidig, wo Annemarie doch so gern fröhlich sein wollte.

Dafür durfte sie den hellen Tag am Fenster sitzen, redete mit ihren roten Blumen, sah die Leute vorbeigehen und stellte sich vor, wie weit sie vielleicht noch wandern könnten, heute, morgen und solange sie wollten. Mitunter suchte sie auch in einem großen Buch, was für Wunder die Menschen sehen würden, wie herrlich es da draußen war und sie wünschte allen weite, weite Reisen in die Welt hinaus.

Einmal aber ist es ein wenig anders gekommen. Da war bei ihrem Vater ein Geselle, der hatte bei ihr am Fenster gesessen und hatte erzählen müssen, wo er überall gewesen sei. Es war so schön, niemals hatte Annemarie gewußt, daß es so liebe Menschen auf der Welt gibt, wie diesen Zimmermannsbursch. Tag für Tag, wenn er vom Werk kam, hatte er sich zu ihr gesetzt und ihr von den Ländern da draußen erzählt. Dann flammten die kleinen roten Blumen auf des Mädchens Wangen auf und ihre Augen leuchteten.

Aber am Ende sagte er immer, am allerliebsten wäre er doch gerade in der Stadt, wo er heute sei. Und so kamen Tage, da dünkte der Kranken die Stadt gar nicht mehr so kahl und lang-

¹⁾ Aus dem Buch „Von klugen Frauen und Füchsen“ von Hans Friedrich Blund, Verlag Eugen Diederichs, Tübingen. (Siehe Besprechungen).

weilig. Ach, es schien ihr überhaupt der allerschönste Platz, so lange der Zimmermannsbursch da war und ihr am Fenster hinter den Blumen erzählte.

Dann kam eine böse Zeit, der Geselle war zornig und ging nicht zum Werk. Und eines Mittags kam er mit gepacktem Ränzel zu Annemarie und sagte, er werde zur Stunde noch wandern. O, wie leid tat das dem Mädchen, alle Blumen schienen ausgeblüht, und ihre Füße und Hände froren. Aber, wenn sie fein am Fenster warten wollte, sagte der Bursch, würde er heut in Jahresfrist wieder bei ihr sein, pünktlich auf den Tag. Da lächelte das Mädchen schon wieder, und die Blumen richteten die Köpfe auf.

Bis an die Gartentür hat sie den Gesellen gebracht und sie haben es sich noch einmal zugesprochen, sich in einem Jahr am Fenster zu grüßen. O, diesem Gesellen wünschte sie keinen weiten Weg. Lieber wär's ihr, er bliebe recht nah, um auf die Stunde wieder bei ihr zu sein.

Es ist auch so gekommen, daß das Mädchen von da ab noch fleißiger als sonst jeden Tag am Fenster hinter den dichten Blumen saß und allen Wanderern mit ihren roten Wangen zuwinkte, so daß sie kaum wußten wo das Mädchen und wo die Blüten begannen, und daß Annemarie Stunde um Stunde zählte, bis ihr der Liebste heimkäme.

Der Doktor ist aber, als der Sommer ging, öfters gekommen, Vater und Mutter haben sie traurig angesehen, und sie hat sich ans Fenster tragen lassen müssen, so schwach war sie geworden. Immer aber hat sie allen Wanderern zugelächelt und mit dem Kopf nachgewinkt, und die Blumen haben gleich ihr die Blüten gehoben und sich vorgebeugt, um allen Scheidenden nachzuschauen.

Das Jahr war lang, o, es ist zu lang für die arme Kranke geworden. Drei Tage, ehe es umgegangen war, brauchten die Eltern sie nicht mehr ans Fenster zu bringen, kamen Fremde, um das blasses kleine Gesicht mit den Blumen auf den Wangen hinauszutragen.

Des Mädchens Wunsch muß aber so groß gewesen sein, daß sie selbst noch nicht mitgegangen ist. Alle Leute, die in jenen Tagen am Hause vorbeikamen, haben wie früher zum Fenster gegrüßt. Sie meinten ja, deutlich zu sehen, wie die roten Blüten sich zu ihnen neigten und ihr liebes: „Ich winke dir, Wanderer“, hinunterlächelten. Einige, die gehört hatten, daß das

Mädchen gestorben sei, haben es nicht glauben wollen, sie sind noch einmal am Hause entlanggegangen, und haben es zwischen den grünen Blättern und roten Blütenbüschchen deutlich huschen und sich neigen sehen, und haben das Wunder der winkenden Blüten weitererzählt.

Am dritten Tage aber ist ein junger Zimmermannsbursch gekommen, der früher einmal bei den Leuten am Stadtende gewohnt hatte. Und er hat von weitem mit dem Hut geschwenkt, und die Blumen haben alle Knospen geöffnet und haben herrlich wie blühende Wangen und Hände am Fenster auf und ab gegrüßt.

Als er jedoch bei den Leuten eintrat, hat die Mutter ihm traurig aufgemacht und ihm vom Tod erzählt. Wie sie aber zu Ende war, ist ein wehes Schluchzen durchs Zimmer geflogen.

Der Wanderer ist rasch an das Fenster gegangen, er hatte ja grüßen sehen. Da waren die Blumen müde und ließen die Köpfe hängen. Die kleine blühende Seele, die sie hatte schwingen lassen, war wohl ihres Weges gegangen.

Es ist aber oft, als hätten jene Blumen hinter dem Fenster noch einige Grüße von ihr behalten. Winkwanderer nennen wir sie, weil sie allen, die weite, schwere Straßen vor sich haben, einen leisen schwingenden Gruß nachsenden, wenn er zu den blühenden Fenstern auffährt. Wir wollen sie darum guthalten, damit die auf der Straße reichlich Segen mitnehmen. Und wenn wir selbst da unten gehen, wollen wir zu jeder roten Blume auffähren. Die kleinen Winkwanderer warten auf unsern Gruß.



Scherenschnitt von Alfred Thon

Gustav Adolf Borrmann

Nach seinen Erinnerungen

Von Dr. Erich Wentzsch¹⁾

II.

Schüler in Danzig (1822–1834)

An einem Oktoberabend des Jahres 1822 stand, wohlbepackt und reisefertig, der gelbe Halbwagen vor der Gogoliner Tür. In der Frühe fuhren sie davon nach Danzig, wo die Mutter ihre Knaben den Großeltern Olszewski zur Pflege und Schulung überlassen wollte. Sie kamen durch Graudenz und Neuenburg, nächtigten in Brodden bei Mewe, setzten am Morgen über Subkau, Mahlin und Praust die Reise fort und rollten zu später Stunde durch das gewaltige, schon erleuchtete Hohetor in die Stadt Danzig, durch das Langgassen-Tor in die Langgasse, und hielten nahebei an der Ecke der Gerbergasse. Da wohnten die Großeltern.

Als Gustav am anderen Morgen unter dem Glockenspiel der alten Rathausuhr erwacht war und das Gewühle der Straße erstaunt betrachtet hatte, wandte er sich den Eigenheiten des fünfstöckigen Hauses zu. Zu ebener Erde trat ein Kaufladen hervor, und daneben ein geräumiger Beischlag, den sie an schönen Sommerabenden besuchten, aber nicht nach der Straße zu verlassen durften. Köstlich schienen im Innern die Winkel, Treppen und Treppchen, köstlich ein alter Taubenschlag und die Winde im Giebel, am köstlichsten in der zweiten Etage der große, von einem patrizischen Vorbesitzer mit Fliesen gepflasterte Saal, in dessen Decke 16 große Gemälde — römische Kaiser zu Pferde — eingelassen waren. Der Oberpräsident von Schön erschien einmal, um die Porträts für die Marienburg anzukaufen; später fand sich ein anderer Liebhaber, und auch die Fliesen wurden veräußert. Der Saal hatte dunkle, halb verwitterte Tapeten und die Reste eines riesigen, eisernen Ofens.

Dort häusste der Großvater, Samuel Olszewski, in nicht eben glänzenden Verhältnissen. Er stammte aus Mülken und hatte lange ein blühendes Materialgeschäft betrieben, war aber unter mancherlei Unglücksfällen und den Drangsalen der zweimaligen Belagerung Danzigs verarmt. Jetzt lebte er teils von der Miete, die ihm einige Teile seines geräumigen Hauses einbrachten, teils von den Einkünften als Gewürzkapitän am königlichen Seepachhofe, die aber unbeständig waren und von dem jeweiligen Schiffsverkehre abhingen. Die Großmutter war eine Kaemmer aus Ortelsburg, und beide hatten noch in Gollub, ihrem ersten Wohnsitz, vorwiegend polnisch ge-

¹⁾ Der erste Teil ist im Weihnachtshefte (Dezember 1926) veröffentlicht.

sprochen und erst in Danzig ein nicht ganz reines und fließendes Deutsch zur Gewohnheit gemacht.

Frömmigkeit, strenge Rechtlichkeit und nützliche Beschäftigung waren die Grundzüge ihres patriarchalischen Lebens. Jeden Morgen las die Großmutter laut aus einer alten Hauspostille vor, während der Großvater andächtig zuhörte, und ohne Gebet wurde auch kein Tag beschlossen, ohne Gabe kein Bittender entlassen. So hielt auch der Großvater sommers und winters auf den Kirchgang seiner Enkel, die am liebsten zur Johanniskirche gingen, wo der rationalistische Pastor Rössner möglichst kurze Predigten hielt, und wo ein traurlicher Winkel zum ungestörten Träumen lud.

Vom Kirchgang entbinden konnten nur strenge Kälte oder im Sommer ein Ausflug mit Onkel Kaemmer, dem spazierfreudigen Bruder der Großmutter. Man ging dann die Allee nach Langfuhr, wo die „Weiße Hand“ für Zuckerzwiebacke sorgte, auf den Johannisberg, ins schattige Jäschkental, oder nach Heubude, zur See mit Bernstein und Muscheln, oder auch über den Bischofsberg und den Hagelsberg. War der Großvater mit von der Partie, so erzählte er am liebsten von der Franzosenzeit und den Erinnerungen, die in Danzig noch ganz lebendig waren, von denen aber die Knaben in der Schule nichts erfuhren. Als Helden der Freiheitskriege lebten in Danzig noch die Generale Prinz von Hohenzollern, von Kästner, von Nahmer und von Holzendorff; die Tage von Leipzig und Belle-Alliance waren schulfrei und wurden durch große militärische Aufzüge gefeiert, aber kein Lehrer sprach von den Schlachten, von Geschichte der Herrscher und des Volkes, von Gesetzen und Würde des Vaterlands. Vielleicht schwiegen sie unter dem verwirrenden Druck der Reaktion.

Von den Geschwistern der Mutter sind zu erwähnen: Tante Wilhelmine, Gattin des Steuerrats Funck in Preußisch-Stargard, die taubstumme, aber zärtlich beseelte Tante Ida und Onkel August, der im Hause ein Materialgeschäft betrieb, meist von Onkel Kaemmer vertreten. Onkel August heiratete die Tochter des Kriegsrats Hadebeck in Marienburg, eines vollkommenen Originals mit hochaufstehender Schläfmütze, blieb aber ein Suitier, um Weib und Kinder wenig bekümmert, bis seine Frau bei einer öffentlichen Prüfung der Petrischüler in der Petrikirche gemütskrank zusammenbrach, und mehr zugetan dem Spieltisch in der Ressource und dem Theater.

Die Traumwelt des Theaters blieb in Gustavs Lehrjahren nicht aus. An Winterabenden, wenn Herr Worf, ein Kaufmann, Junggesell und Mieter im Hause, die Federn angeschnitten und die Linien gezogen, wenn die Schularbeiten getan, wenn Kästchen und Auf-

wickel geklebt waren, brachte Tante Ida das Puppentheater. Nach Anleitung des täglichen Theaterzettels wurden neue Figuren gefunden, ausgeschnitten und betuscht, und man hielt mit der großen, wirklichen Bühne möglichst Schritt. Dort hatte Schröder die strenge, dem Geschmacke des Publikums sich akkomodierende Direktion über die Schauspieler Bachmann, Moller, Sebach und Laddéen, über Frau Weise und das Ehepaar Rolof (Tenor und Tragödin), über die Bässe Geisler und Prawit und endlich — wenn auch nur eine sehr lose Direktion — über Fräulein Weyland, den Liebling von Danzig.

Als Gustav um Pfingsten 1823 mit Onkel August von der Mutter zurückkehrte, machten sie mit ihrem Einspanner einen Umweg über Hackebeks und trafen in Marienwerder auf das bewegteste Leben. Die Stadt hatte eben in einem hölzernen, schmucklosen Tempel ihr erstes Theater genossen, im „Hotel de Magdeburg“ fanden sie Fräulein Weyland und die Schrödersche Truppe, und Onkel August, der Suitier, blieb. Blied drei Tage mit Essen, Trinken und Spaziergängen nach Gorken, während Gustav von der irdischen Nähe der verklärten Akteure und Aktricen tief enttäuscht war.

Von Freunden des großväterlichen Hauses nenne ich den Forstinspektor Kreysler in Oliva, wohlbewährt aus Zeiten der Belagerung, und den Admiralitäts-Kassen-Rendanten Rohde, der sich nach argem Verschulden 1826 im Gefängnis vergiftete, während seine Frau an gräßlicher Krankheit starb, die Kinder aber auswärtigen Verwandten in Obhut gegeben wurden.

Eine Prüfung vor dem Direktor Dr. Grolop ergab die Reife beider Brüder für die Quarta der fünfklassigen Petrikirchschule. Als aber das Dienstmädchen der Großeltern die beiden zum ersten Male in die Schule auf den Petrikirchhof brachte, hatte der Unterricht schon begonnen, und die Frau Direktorin musste bemüht werden, um die zaghafsten Brüder zur rechten Klasse zu führen, leise die Tür zu öffnen und sie hineinzuschieben. Da entstand denn unter den neugierig auffahrenden, meist größer und stärker erscheinenden Jungen ein Aufruhr, den der Lehrer nur mit einer langen, schwarzledernen Peitsche besänftigen konnte.

Man lernte hier Latein nach Bröders Grammatik, Französisch nach Heckers Grammatik, Mathematik nach Kries. Die Ergebnisse waren kaum imposant. Ein Sekundaner konnte mit Hilfe des Lexikons leichte Partien aus Cornelius Nepos übersetzen: „Nirgend klares Eindringen in den Lehrgegenstand und festes, bestimmtes Aneignen des Gelernten.“ Am trübsten sah es im Deutschen aus. Da wurden in Tertia die völlig unverstandenen Regeln aus Herzogs deutscher Schulgrammatik nach der Reihe wörtlich auswendig ge-

lernt. Besser waren die technischen Fächer bestellt. Der wackere Herrmann gab einen guten Schreibunterricht, Herr Schirmacher ließ die Schüler schon selbst die Wandkarten für den geographischen Unterricht zeichnen, und Herr Nagel holte aus dem Glässerschen Gesangbuch einen fördersamen Unterricht heraus.

Stock und Peitsche machten noch ganz das Regiment. Am weitesten trieb es im Prügeln und Schimpfen Schirmacher, „ein Mann von imponierendem Aeußern, nicht ohne Lebenserfahrung, aber launenhaft, heftig, eitel.“ Der Direktor, ein ganz anderer Pädagoge, griff da im Lehrkörper nicht durch; er gab nach Kohlrausch biblische Geschichte und bezauberte die Quarta, wenn er aus „Tausend und einer Nacht“ oder aus Hauffs „Wirtshaus im Spessart“ vorlas, ging aber bald auf Reisen und dann endültig als Regierungs-Schulrat nach Marienwerder. An seine Stelle trat Dr. Höpfner aus Elbing, an des verstorbenen Konrektors Klügling Stelle ein Dr. Neumann aus Königsberg. Höpfner war es, der Gustavs Sinn für Sprachen erkannte und ihm zum Gymnasium riet. Die lieben Großeltern schlugen ein, und Gustav trat, im Griechischen vorbereitet und vor der Aufnahme geprüft, im Herbst 1826 mit der Primareife der Petrischule in die Quarta des Gymnasiums über.

Trotz aller Danziger Eindrücke blieb aber die innige Neigung zum Gogoliner Elternhaus bestehen. Gleich zur Weihnacht 1822 ergab sich eine überraschende Gelegenheit, zur Mutter zu kommen. Onkel August, Herr Worf und ein Kaufmann Rezlaß wollten Weihnachten und Neujahr in Warschau verleben und beschlossen, bis Gogolin im Wagen zu fahren und die Knaben mitzunehmen, von dort aber im Schlitten zu reisen, da aus Polen und dem südlichen Teile der Provinz viel Schnee gemeldet war. Am frühesten Wintermorgen ging es von Danzig fort, und bei Einbruch der Nacht gelangte man, schmerhaft durchgefroren, auf dem Weichseldamm gegenüber Graudenz zum Roten Krug, um dort zu übernachten. Schon in der Niederung hatte es bisweilen dumpf geklungen und gerauscht wie von hochgehendem Wasser, aber jetzt, von der Höhe des Dammes gesehen, zeigte sich im Sternenschein die Weichsel mit groß und wild treibenden Eisschollen bedeckt und in tollster Erregung. Eisgang! Am anderen Morgen bestätigte der Wirt, man könnte nicht übersetzen, und immer noch stopften, lösten, türmten sich die Eisfelsen. Onkel August, der Suiter, wollte nach Graudenz und Gogolin Nachricht gelangen lassen und bot jedem einen guten Preis, der einen Brief über den Strom brächte. Schiffer und Landleute, die in Neugier und Angst den Eisgang betrachteten, lächelten kühl, aber gegen Abend meldete sich der Jude Selig, für fünf Taler wollte er es

machen. Selig hörte auf kein Warnen und Zusprache, steckte den schnell aufgesetzten Brief in die Tasche und sprang mit zwei langen Stangen auf eine eben am Ufer hinschwimmende, große Scholle, die er mit den Stangen vom Ufer stieß, durch andere Schollen schob und, stromabwärts treibend, bis in die Mitte des Flusses brachte. Dort sprang er auf eine zweite Scholle über, bald auf eine dritte und vierte, und kam nach etwa anderthalb Stunden weit unterhalb der Stadt, zwischen Schloßberg und Festung, an Land, von tausend Zuschauern gelobt und getadelt. Die Ueberfahrt am nächsten Tage — in einem Kahn, der bald übers Eis gezogen, bald durchs Eis geschoben wurde — dauerte mehrere Stunden, und dann trat in den Ferien die eisige Kälte ein, und die Kinder vergnügten sich, von Frost erstarrte Spazieren, Zeisige, Dompaffen auf dem Hofe aufzulesen und im warmen Hühnerstall zu füttern.

Uebers Jahr feierten sie (30. Dezember 1823) die Hochzeit der Mutter mit Julius Gründler, einem aus Berlin gebürtigen Landwirt, der sein Gut Linowitz bald verkaufte und nach Gogolin übersiedelte. Die Mutter trug einen Kranz von künstlichen Ähren und weinte viel, und Nachbar Grabowski tat alles, um heitere Stimmung zu wecken. Nach der Hochzeit aber nahmen die Brüder ihr Schwestern Emilie nach Danzig mit, die dort in der Töchterschule des Fräulein Linell zum Backfisch reisen sollte.

Das Danziger Gymnasium hatte sich 1817 mit der Marienschule vereinigt und deren Gebäude an der Pfarrkirche bezogen. Das war geräumig, aber dunkel und ungemütlich. Ein ängstlicher Baurat hatte im Februar 1827 in den Wänden bedenkliche Risse festgestellt, und im Mai wurde das spätere Polizeigebäude in der Langgasse bezogen, das immerhin helle und freundliche Stuben gewährte. Um eine gute Kameradschaft war es schlecht bestellt; Primaner und Sekundaner wurden ganz als Erwachsene behandelt, waren als Tänzer und Sänger gesucht, gingen zu Gesellschaften und wurden von den Schülern der unteren Klassen mit „Herr“ angesprochen und auf der Gasse begrüßt.

In Tertia las man Cicero (Cato und Caelius), Livius, Ovid, Xenophon (Anabasis) und die Odyssee. Auch wurden schon melische Übungen angestellt und wöchentlich vier bis sechs Hexameter mit Hilfe der „Gradus ad Parnassum“ zu dichten aufgegeben.

Dazwischen lief seit Pfingsten 1828 der zweijährige Konfirmandenunterricht. D. Linde, Superintendent an der Geistkirche, von Person klein und verwachsen, galt als rechtschaffen und gelehrt, gab aber einen nüchternen Unterricht, der nur das Pflichtleben betonte. Gleich nach der Einsegnung verließ Bruder Alexander Danzig und die Petrischule, um in der Heimat zum Landwirt ausgebildet

zu werden, und Gustav blieb einsam in seinem Stübchen zurück, drei Treppen hoch über der Wollwebergasse, nun doppelt hingezogen zu seinen Freunden: Wilhelm Möller aus Kuzborowo, Hermann Boeck aus der Neumark und dem Danziger Bauratssohn Petersen, einem hochbegabten, aber ungeschlachten und ungestümen Jungen, der in den 60er Jahren als General und Adjutant des Kronprinzen in Berlin starb; ein Jahr zuvor sahen sich die Freunde noch einmal wieder, als Gustav Borrmann in Graudenz dem Kronprinzen vorgestellt wurde.

Ordinarius der Freunde in Sekunda war Professor Schöler, ein vielseitiger Weltmann und Schöngest, lebendig, warm nach der ästhetischen Seite, bedacht auf eine gewandte Phraseologie über alle Gegenstände des modernen Lebens. Wider damaligen Brauch trug er die brandenburgisch-preußische Geschichte bis zu den Freiheitskriegen vor, die er selbst als Leipziger Student unter den Schwarzburgischen Freiwilligen mitgemacht hatte, und weckte den Sekundanern sogar ein Interesse für die Vorfälle der Gegenwart: die spanischen Wirren, die polnische Revolution und die Cholera von 1831. Da war eines Tages der Großvater vom Seepackhofe heimgekehrt mit der Nachricht, ein polnischer Holzfloß sei heute plötzlich unter Erscheinungen gestorben, die keiner der zu Rate gezogenen Aerzte habe erklären können. Am nächsten Tag ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt, daß die Gräfin Prebentow unter gleichen Symptomen gestorben. Kein Zweifel: Danzig stand unter der Rute der Pest! Die polizeilichen Maßregeln überstürzten sich, fast alle auswärtigen Schüler verließen die Stadt, die bald von einem Kordon umschlossen war, und Gustav, eine Quantität Chlorkalk in der Westentasche, beruhigte sich an den Dramen Schillers. Keine Erkrankung, keinen Todesfall hatte das Gymnasium der vielhundertfach trauernden Stadt zu beklagen.

Schöler war es, der Gustav eine zweistündige Karzerstrafe zudiktierte. Gustav war außerhalb der Ferien mit kurzem Urlaub nach Rendsen gefahren, wo eine Nichte — Charlotte Wiebe — mit dem Verwalter von Blandau Hochzeit mache. Als die Zeit um war, ließ Onkel August, der Suitier, sich nicht bewegen, nach Danzig heimzukehren, und Gustav mußte wegen des Onkels über den streng bemessenen Urlaub bleiben.

Aber er vergaß dem respektvoll bewunderten Lehrer die tief empfundene Strafe. Als der Direktor Schaub um Michaelis 1832 als Regierungs- und Provinzial-Schulrat nach Königsberg ging, von Primanern und Sekundanern mit einem Festzug zu Wagen und zu Pferde, mit einer Deputation, einem Abschiedskarmen und einem Kommerse gefeiert, bewarb sich Schöler um die vakante

Direktorstelle. Aber der einflußreiche Kommerzienrat Heidfeldt setzte statt seiner den Prorektor Dr. Engelhardt aus Berlin durch. Die Gymnasiasten, einmal im Zuge festlicher Selbständigkeit, beschlossen eine Demonstration, und Gustav arrangierte mit seinem Commilitonen Moritz Ehrlich ein Quartett. Schöler nahm das Ständchen in seiner Wohnung auf Neugarten entgegen und ging als Gymnasialdirektor nach Lissa, 1843 nach Erfurt.

Die Zeit der Quartette fiel mit der ersten Liebe zusammen. Deren Gegenstand war die Base Albertine Funck, die oft zu den Dominiksferien nach Danzig kam, mit den Vettern „Schulchen“ und „Ritter und Räuber“ spielte, dabei Gustavs Schutz und Nähe suchte, in seinem Studierstübchen gar seiner Arbeit zusah und ein blaues Uhrband für ihn sticke. Da gab es denn viel Unruhe und Verwirrung, Vorstellungen und Träume, und es bedurfte manchmal nächtetiefer Energie für einen lateinischen Aufsatz, um doch mit allen Ehren nach Prima zu kommen. Das Ränzel auf dem Rücken, den Ziegenhainer in der Hand und zur Seite den Freund Carl Ludwig Cosa k (später bekannten Journalisten), ging es in frischer Luft der Heimat zu. In Liebenau bei Mewe wurde auf bloßem Erbsenstroh genächtigt, und vor mutwilligem Aprilschauer schützte halbwegs ein Planwagen mit zwei reisenden Handelsjuden und dem abgetrieben trottenden Gaul.

In Prima wurde das Leben schon freier und männlicher, und es fehlte nicht an Scherzen, Kegelspiel und solennen Kommersen nach Studentenart. Dem neuen Direktor Engelhardt, der mit Vorliebe Plato interpretierte, wurde gedankt, daß er den Gesangunterricht einführte, dessen das Gymnasium bis dahin entbehrt hatte. Gustav musizierte und übte mit den Gefährten Quartette aus dem „Orpheus“. „Wie oft ließen wir sie in stiller Nacht in irgendeiner Straße oder auf irgendeinem freien Platze der alten Stadt Danzig erschallen und freuten uns, wenn leise hier und da ein Fenster sich öffnete!“ Und es bildete sich ein literarisches Kränzchen, nach dem Göttinger Hainbunde „Wingolf“ genannt. Reinhold Schaper, Heinrich Melrichs, Moritz Friedländer, Louis Jacobi, Carl Ferdinand Rindfleisch und Friedrich Wilhelm Flemming, ein armer, begabter Schneiderssohn, waren mit unserem trefflichen Erzähler die Stifter. Jeder mußte der Reihe nach eine schriftliche Arbeit in Prosa oder gebundener Rede vorlegen, die kritisiert und, wenn sie würdig befunden, in das Bundesbuch „Wingolf“ eingetragen wurde. Aber auch hier schoß Flemming, der arme Schneiderssohn, den Vogel ab, indem er die Studentenzeit mit dem Himmel, das Examen mit der Himmelspforte und die Lehrer mit den Aposteln und Hütern der

Pforte verglich, sinnig mahnend an den bald geforderten Tribut. Denn schon wurde die Frage der künftigen Fakultät erörtert. Vor der überfüllten Jurisprudenz warnten die Staatsbehörden und wiesen auf die vielen unbeschäftigte Auskultatoren im Lande, und Gustav hatte schon hebräischen Unterricht bei Dr. Hinck, hatte sich schon entschieden für Theologie und Philologie.

Die Großeltern hatten im Sommer 1833 ihr ehrwürdiges Haus in der Langgasse verkauft und als Mieter das Pickering'sche Haus in der Hundegasse bezogen. Gustav bewohnte mit den anderen Pensionären, mit Vetter Karl Funk, mit Reinhold Schaper, späterem Pfarrer an St. Katharinen in Danzig, und mit Friß von Zelewski aus Paraschin eine große Hinterstube nach dem Hofe zu, und hier saß er mit Schaper manche nächtliche Stunde bei der Lampe. Meher Hirsch wurde durchgerechnet, Horaz gelesen, jeder Chor aus Sophokles studiert.

Und dann ging es durch des Schneiders Sohnes Flemming Himmelpforte. In olympischer Freiheit und in feierlicher Wehmut ein Abschiedskommers auf Langgarten, und die Kommilitonen gaben dem Scheidenden bis Praust zu Wagen das Geleite.

Aus Gotteshymnen

Beschwörung

Du hast ein Geheimnis in mich geworfen,
das mich nicht mehr verläßt;
das mit mir umgeht Tage und Nächte.
Wie eine Mutter winde und quäle ich mich,
es zu gebären; seinen Sinn zu erfassen
mit tausend Organen des Geistes und Herzens.
Ich bin bis heute gescheitert. —

Denn du bist größer als alles, was Mensch heißt,
Menschenglauben und Menschenwissen. —

Aber schon loht es und wächst es aus mir
wie ein Turm und verzehrt meine Kraft.

Und wenn es dich einst erreicht,
dein Reich und das Land deiner ewigen Sterne, — — —
dann werde ich sterben,
auf harter, nackter Erde liegen und sterben.

Du aber wirst lächeln, denn du hast mich geopfert. —

Martin Kaubisch

Kant und Kleist

Von Ludwig Marcuse

Kants Wirkung ist bis heute so stark, daß sich die Geschichte dieser Wirkung kaum schreiben läßt. Denn die Geschichte dieser fällt zusammen mit der Geschichte des modernen geistigen Lebens überhaupt.

Kant steht an der Wende der Zeiten: er ist der große Repräsentant des europäischen Idealismus, wie er sich von Plato bis Leibniz entwickelt hat. Und er ist der große Ueberwinder des kosmischen Idealismus, des Vernunftglaubens zur Romantik hin. Der Neukantianismus ist die Auswirkung des idealistischen Kant. Daß Kant aber noch mehr ist als die idealistische Renaissance im Neukantianismus, beweist Kleists Unruhe nach der Lektüre der „Kritik der reinen Vernunft“.

Die Tragödie Kleist ist die Tragödie des Grenzmenschen, Kleists Dasein ist ein Ende und ein Beginn: Ende des humanistisch-klassischen, Beginn des tragischen Zeitalters. An einem Tage ist in seinem Bewußtsein Zeitwandel geworden. Hierdurch wird sein Leben in zwei Stücke zerschnitten, doch so, daß im ersten das zweite noch kaum als Zukunft gegenwärtig ist, im zweiten aber das erste als Vergangenheit bestimmend wirkt; Kleists Werk fällt ganz in die Aera der neuen Epoche.

In Kleist ist der seelische Zerfall eines Zeitalters Erlebnis geworden: und erst damit ist dieses Zeitalters Zersetzung besiegt. Der Beginn dieses Zersetzungsprozesses liegt weit zurück. Kleists Schicksal ist es gewesen, herauswachsend aus der Welt des klassisch-harmonischen Zeitalters und ganz in ihm gefangen, eines Tages, auf äußerem Anruf, seine moderne Seele zu erleben und sich ihr bekennen zu müssen. So trägt er deutlich das Merkmal historischer Größe aufgeprägt; er hat die Seelensituation seiner Zeit ursprünglich erlebt und die Notwendigkeit ihrer Tendenz durchgeführt. Er steht seelisch zwischen zwei Zeiten. Er vollzieht den schmerzlichen Uebergang. Durch seine zeitliche Bestimmtheit ist er berufen gewesen; aber viele sind berufen. Durch seine persönliche Aktivität ist er auserwählt; er desavouiert seine eigene geliebte Vergangenheit.

Einer hatte Harmonie und Glück und damit die Existenz der Klassik gefährdet: Kant. Wenn er auch in seiner Religionsphilosophie als echter Angehöriger der Goethe-Schiller-Zeit das Glück wieder zu Ehren brachte, indem er in Gott Vernunft und Wirklichkeit vereinte, so war doch durch seine radikale Gegenüberstellung von Glück und Tugend einmal ein Abgrund aufgerissen, der sich nie

wieder ganz schließen sollte. Da setzten denn auch die theoretischen Schutzmaßnahmen Kleists zur Rettung der klassischen Welt bei dem Konflikt von Glück und Tugend ein. Er nennt Kant nicht, aber er schließt hier noch einen Kompromiß mit dem Kantschen Dualismus, er korrigiert ihn schillerisch. Erst zwei Jahre später ist er reif genug, um an einem andern (rein theoretischen) Problem die Zersetzung der Klassik zu erleben und ein neues Zeitalter anzubahnen. Dieser Gefahrzone liegt eine zweite Dissonanz schon näher, die sogar bedenklich nahe dem späteren Durchbruchspunkte liegt, den er jedoch jetzt noch kompromißlerisch abstumpft, wenn er schreibt: „Ueber den Zweck unseres ganzen ewigen Daseins nachzudenken . . . ist unfruchtbar. . . Was du für dieses Erdenleben tun sollst, das kannst du begreifen, was du für alle Ewigkeit tun sollst, nicht.“ Hier verhinderte ihn noch jene Atmosphäre, der er entstammte, sich die Frage vorzulegen, ob es denn möglich wäre, eine irdische Wahrheit zu erkennen; als ob nicht die Wahrheit prinzipiell ganz oder gar nicht zu erkennen wäre und jenseits von irdisch und überirdisch gelte. Aber so stark herrscht noch das Dogma der metaphysischen Harmonie in ihm, daß er überzeugt ist, „in den großen, ewigen Plan der Natur einzugreifen, wenn ich nur den Platz erfülle, auf den sie mich in dieser Erde setzte.“ Es ist kein Großes, auf metaphysische Einsichten zu verzichten, wenn man sie als selbstverständlich vorausnimmt.

In Kleist — bei der Geburt des tragischen Menschen — ist die Tragik noch nicht objektiv selbstgenügsam geworden. In Kleist haben wir noch nicht die tragische Welt, die erst Büchner, Hebbel und vor allem Strindberg ausgestaltet haben, sondern erst die tragische Stimmung, die Tragik im isolaten Subjekt, so ist Kleists Drama keine Welt, sondern die ständige Wiederholung des tragisch bestimmten Menschen. Es ist eine Folge dieser im Subjektiven verbleibenden, sich nicht zu einer Weltlogik und Menschendifferenzierung objektivierenden Tragik, daß Kleists Dichtungen keine Weltanschauungsdichtungen geworden sind, daß er sein Leben unter keinem Mythos (auch unter keinem tragischen Mythos, wie etwa Hebbel) leben konnte. Keine neue Welt ist an Stelle der zerstörten humanistischen Klassik getreten. Denn der Okkultismus ist mehr eine sinnige Arabeske als ein konstruktives Element in Kleists geistigem Haushalt. Durch Zeitströmungen ist er ihm nahegebracht worden; aber wenn wir an Homburgs Somnambulismus, an den mystischen Doppeltraum des Käthchen und des Wetter von Strahl und an die prophetische Weissagung der Mutter Penthesileas denken, so erkennen wir die peripherie Bedeutung des Okkulten für den Kleistmenschen, das eigentlich nur die allgemeine Funktion der seelischen Entgrenzung ausübt. Auch seine Philosophie der Tat, Mischung des

rationalistischen Ethikers Kant und des märkischen Patrioten Kleist, konnte die von Kants Theoretik aufgerissene Kluft nicht schließen, obwohl für Kant das Pflichtbewußtsein die große transzendenten Lücke, die intellektuell nicht mehr ausfüllbar war, ausfüllte, und obwohl Kleist versuchte, Kants Spuren zu folgen. „Ein großes Bedürfnis ist in mir rege geworden, ohne dessen Befriedigung ich niemals glücklich sein werde; es ist dieses, etwas Gutes zu tun.“ Das Abschwören aller Theoretik war die Reaktion gegen den Zusammenbruch des absoluten Intellektualismus, die sich — wie jede Reaktion — ressentimentalisch äußerte: „Die Wissenschaften habe ich ganz aufgegeben; ich kann hier nicht beschreiben, wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntnisse, wenn sie noch einen Wert haben, so ist es nur, insofern sie vorbereiten zum Handeln.“ Kant konnte nun wirklich die Metaphysik durch die Ethik ersezten. Er schmuggelte den Vernunftkosmos unauffällig unter dem Deckmantel einer praktischen Philosophie wieder ein. Kleist enthüllte die rationalistische Konterbande. Er erlebte die echte Konsequenz, daß mit der Vernichtung der Möglichkeit einer metaphysischen Wahrheit auch die Vernichtung der Möglichkeit einer ethischen Wahrheit gegeben ist, daß es kein Handeln ohne ein (wenn auch unbewußtes) Ziel und kein wahres Ziel ohne metaphysische Wahrheit gibt. Sprengte diesen ehernen Ring, der vom metaphysischen Agnostizismus zum ethischen Agnostizismus ließ, nicht sein Patriotismus? Was für Strindberg das nachatheistische Christentum war, das war für Kleist das Vaterland; die der Leere suggerierte Fülle. Und wie Kleist mit dem Kraftaufgebot des Ohnmächtigen Napoleon verfolgte, genau so täuschte sich Strindberg in seiner eifrigen Verfolgung der atheistischen Ketzer eine Positivität vor. Dass Kleists Patriotismus nicht ein sein Leben ausfüllendes Erlebnis war, beweist sein Selbstmord zur Genüge. Seine Napoleon-Gedichte sind die Haßlyrik eines Entwurzelten. Und sein Haß gegen den reflektierenden Menschen war nicht der ethischen Hingabe an ein positives Ziel entsprossen, sondern dem Ekel vor seiner eigenen leerlaufenden Maschine. Denn die Substanz war geschwunden.

So steckt der Kern der Tragödie Kleist in dem Substanzschwund, in der Verbläffung der Seelenenergien des klassischen Humanismus. Und das Gesicht seines Daseins trägt den Zug der Enttäuschung, einer Enttäuschung über das Schwinden des mitgeborenen Glaubens. Sein Leben und sein Werk stehen unter der Prägung, daß die absolute Forderung des Gefühls ihm nicht erfüllt worden ist.

Der klassische Humanismus, dem seine Jugend verhaftet war, wurde ihm an Kant zuschanden. Und die Zersetzung seines Jugendglaubens hat er nie überwunden. Kant war sein Führer in die

neue Hölle. Zwar hatte Kleist schon zeitig die Gefährdung bemerkt, die von Kants Unterscheidung zwischen Glück und Tugend her drohte, doch hatte er noch immer mit der Sichtbarmachung der Risse innerhalb des aufklärerischen Idealismus gezögert, bis ihn der theoretische Skeptizismus Kants mit unentfliehbarem Griff packte: „Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, die sie dadurch erblicken, sind grün — und nie würden sie entscheiden können, ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzutut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört. So ist es mit dem Verstande. Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Ist es das letzte, so ist die Wahrheit, die wir hier sammeln, nach dem Tode nicht mehr — und alles Bestreben, ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ist vergeblich.“ Man kann diese Wiedergabe der „Kritik der reinen Vernunft“ im Ausdruck fachlich bemängeln; man kann dies Erlebnis der „Kritik“ aber nicht aus der Welt schaffen. Kleist hatte sich schon früher damit abgefunden, daß wir die transzendenten Probleme nicht lösen können. Dass wir aber auch die ethische Wahrheit irdischer Taten nicht finden sollten, das röhrt nun auch seine schon vollzogene Resignation wieder auf. Denn nur in dem Gedanken hatte er resigniert, daß er dem Leben die Erkenntnis des Irdischen zugeteilt hatte, an die sich dann nach dem Tode die Erkenntnis des Transzendenten anschließen würde. Und nur unter dieser Voraussetzung war ja auch ein Lebensplan, das ewige Ziel seiner Jugend, aufzubauen. Kant rettete zwar die Möglichkeit eines Lebensplanes, indem er scheinbar aus dem leeren Nichts eine Ethik herausspann, tatsächlich aber doch die vorgeblich zerstörte metaphysische Vernunft als Material für sittliche Lehrsätze hinüberschmuggelte. Kleist, der große, konsequente und deshalb weiterführende Erbe, setzte dagegen die neuen, das 19. Jahrhundert überstrahlenden Worte: „Man sage nicht, daß eine Stimme uns heimlich und deutlich anvertraue, was recht sei. Dieselbe Stimme, die dem Christen zuruft, seinem Feinde zu vergeben, ruft dem Seeländer zu, ihn zu braten, und mit Andacht läßt er ihn auf. Mit keinem Formalismus, mit keiner philosophie pour la philosophie betrog er sich. Die Einsamkeitsethik ist von Kleist gezeugt. Zwei Generationen trugen sie aus. Bis sie in Nießsche die Welt eroberte.“

Kleists Leben wandelte sich unter dem Einbruch der neuen Wahrheit: von nun an schwingt es um das Zentrum der Enttäuschung. So arm ist es geworden, daß es nicht mehr von einer Substanz, sondern nur noch von seiner Relation zu einer jetzt außerhalb seiner liegenden Substanz gespeist wird.

Heftigkeit und Melancholie, Einsamkeits-Sehnsucht und Gemeinschaftswillen sind in gleicher Weise Ausdruck dieser Armut: „Das Unglück macht mich heftig, wild und ungerecht; doch nichts Sanfteres und Liebenswürdigeres als dein Bruder, wenn er vergnügt ist.“ Hier haben wir den Schlüssel für die Spannung zwischen dem sanften Minnedichter des Holunderbuschtraumes und des Rosenfestes und dem drohenden Dichter der Haßgesänge „Penthesilea“ und „Hermannsschlacht“. War Sinn und Ziel, also auch Gestimmtheit seiner Jugend durch sein Eingefügtsein in den harmonisch-humanistischen Kosmos bestimmt gewesen, so waren Folge der geistigen Revolution, die nichts Neues an Stelle des Alten zu setzen vermochten, die neuen Symptome seines Lebens: von der dezidierten Amtsfeindschaft bis zur Todessehnsucht.

Ich und All

O Menschlein wisse: Ich und All sind Pole.

Das Ich ist alles in dir Leere, Höhle.

Das Ich ist deiner Gier und Geißheit Hölle.

Das All ist Gottes grenzenlose Fülle! —

Das Ich ist Quelle aller Erden-Leiden,

das All der Bronnen höchster Himmels-Freuden.

Willst du den Tief-Sinn alles Seins entdecken,

mußt du in deinem Ich das All erwecken! . . .

Fritz Kudnig



Scherenschnitt von Alfred Thon

Rundschau

Russischer Kaviar fürs Volk

(Zu Sir Galahad, Idioten-Führer durch die russische Literatur,
München, A. Langen, 1925.)

Von Börries, Fr. v. Münchhausen

Dies ungeschickt benannte und gleich auf dem ersten Blatt mit einer Unrichtigkeit („Bücherverzeichnis am Schluß“) beginnende Büchlein ist ein außerordentlich geistreiches und außerordentlich merkwürdiges Werk. Galahad gibt zwischen einer ästhetischen Einleitung und einem rassen-politisch-philosophischen Schlusse nicht mehr und nicht weniger als eine restlos durchgeführte Abschaltung der größten russischen Dichter Dostojewski, Tolstoi und anderer. Er hebt die literarische Wertung auf die Ebene des Rassischen und verknüpft sie mit einer Wertung russischer Kultur, russischer Religion, russischer Geschichte. Seine Darlegungen über das, was in der Rassen-Wissenschaft heute die ostische Seele heißt, sind bisweilen von einer hellseherischen Kraft und Tiefe, die verblüffend wirkt. Clauß kann seinem berühmten Werke über „Rasse und Seele“ einen dicken Anhang von Belegen aus diesem Werke anfügen!

Freilich: Objektiv ist das Buch so wenig wie etwa Nietzsches Anmerkungen über die Deutschen, ja, man kann es geradezu als ein Buch des Hasses bezeichnen. Ich kenne den Namen des Verfassers noch nicht, aber ich möchte, trotz der englischen Verbrämung glauben, daß er irgendwie und irgendwo mit dem Russentum und der ostischen Rasse zusammenhängt. So hellseherisch und heiß hast man nur das Verwandte, wenn man es als minderwertig erkannt hat.

Freilich ist mit der Aufdeckung des Hasses noch nichts über den Wert der Untersuchung gesagt. Liebe kann finden, und Hass kann finden, und es ist für den, der den Verbrecher sucht, gleichgültig, ob dessen Geliebte, oder der auf die Spur gehetzte Schäferhund ihn aufspürt. Und daß Galahad in den meisten Fällen wirklich die russische Seele aufgespürt hat wie ein Schweizhund das Wild, das wird auch der zugeben müssen, der den letzten Folgerungen des Verfassers nicht beipflichten kann. —

Wir hatten in Deutschland während des letzten Halbjahrhunderts drei Einbrüche fremden Schrifttums: Wir bezogen aus Frankreich den Naturalismus, aus Skandinavien die Mystik und aus Russland das „Muschiktum“ in der Literatur, wie Galahad es nennt. Es wäre äußerst auffallend, wenn man feststellen könnte, wer bei uns die drei Richtungen eingeführt und wer sie hauptsächlich aufgenommen hat. Nicht als Mode — die literarische Mode wird immer wie jede Mode von einer kleinen in uns lebenden Volksgruppe gemacht, die ein Interesse daran hat, immer neue Ware auf den Markt zu werfen und die gestrigste Ware als unmodern zu despotteln. Wir alle unterliegen der Massensuggestion dieser Moden, und selbst die Gescheitesten rasieren sich den Bart, tragen „englische“ Stoffe, lesen Tarzan und Coué und tun und denken sonst mehr oder weniger das, was jene kleine Gruppe vorschreibt.

Nein, ich meine: Wer hat Zola und Maupassant, wer Ibsen, Björnson und die Lagerlöf, wer Tolstoi, Dostojewski und Turgeniew ganz und restlos in sich aufgenommen und kehrt immer wieder zu ihnen als Lebensbüchern zurück, so daß diese Dichter über alle Moden hinweg ihm Teil seines Wesens geworden sind? Sollte nicht da eine Bevorzugung der

drei Ausländer nachweisbar sein, die sich eng an Nord- und Süddeutschland oder an die verschiedenen Stände des Volkes oder an die Rasse oder an das Alter anschließt? Wer einen Bekanntenkreis hat, der groß und vielfältig genug ist, wird sicher ähnliche Beobachtungen machen können wie ich: Die Mehrzahl meiner Bekannten haben seinerzeit die Franzosen als zu kalt und zu sinnlich abgelehnt, haben gegen die Russen eine milde nur als Widerwillen zu bezeichnende Abneigung, haben aber etwa J. P. Jacobsons Bücher, die Erzählungen der Lagerlöf oder Ibbens Werke damals wie heute geliebt. Vielleicht haben andere gleiche oder andere Erfahrungen gemacht, — jede sorgfältige Beobachtung hat ihren Wert. —

Nach diesem Werke Galahads ist mir meine Abneigung gegen die Russen, ich möchte fast sagen: metaphysisch klargeworden. Und ich weiß zur Empfehlung des Buches für gleichfühlende und zur Abschreckung für andersfühlende nichts Besseres zu tun, als einige größere Ansführungen aus dem Werke abzudrucken:

Russische Kulturgeschichte

Nach der Nestorchronik erscheinen im Jahre 862 n. Chr. die slawischen Stämme um Kiew und Nowgorod bei den Normannen (Varjagern oder Varägern), einer ganz fremden Rasse, flehen: kommt und herrscht über uns, macht uns Gesetze, macht uns die ganze Geschichte, wir bringen das nicht zustande!

Erst ging alles gut, dann leidlich, ging wie alles gehen mußte bei fortschreitender Degeneration dieser Fremden, denen es am flirrenden Aneinander von Art auf Art als bildnerischem Regulativ gebraucht. Denn: „nur ein königliches Volk darf einen König haben, nur ein herrliches einen Herrn.“ Wer nicht als Reiter des Rassenwillens kommt, verkommt als Beschwichtigungsnull oder fremder Oger. Gelangweilt bis zur Rotwut von dem ewigen Hineinwogen in bloßen Schleim, wandte sich schließlich in Iwan dem Schrecklichen, der sich in seinen Briefen stets den Demütigen nennt, alles Irresein gegen die Edeln eigenen Stammes; systematisch und familienweiserottete er sie fast gänzlich aus. Die manisch-sadistischen Kriegs- und Morderpeditionen gegen ganze Städte seines Reiches sind füglich bekannt . . .

Auch Peter der Große fand statt eines Volksgebildes noch immer nichts vor als „weißes Papier“ und soll als erstes Krönungswort gesagt haben: „Jetzt will ich aus Bestien Menschen machen . . .“

Nur beliebte man dabei zu vergessen, daß auch das heilige Moskau seine Kirchen aus Byzanz, seine Paläste aus Bologna bezogen hatte, ja die Ringmauer um den allerheiligsten Kreml sogar als direkte Kopie aus Ferrara, jener einzigen Stadt Italiens allerdings, so bös und sad und Goethen so zuwider, daß zweiter italienischer Reise hin- und Rückweg sie abscheuwill vermied.

Im Jahre 1917 endlich wurde in plombierten Waggons der fremde Marxismus als Staatsform importiert . . .

Eine russische Religion hat es nie gegeben. Kaum die primitivsten Ansätze dazu. Rudimente eines Wettergottes, sonst nichts. So beschlossen die Russen im Jahre 980 sich nunmehr einen Glauben anzuschaffen, ließen zu diesem Zweck von den gangbarsten Marken in Originalpackung Proben schicken, gleichsam als „Muster ohne Wert“ . . .

Nun wurden zehn Männer ausgesandt, sich die Religionen der Mohammedaner, Juden, Katholiken und Griechen an Ort und Stelle zu beschauen, die ansehnlichste Gottheit dann heimzutreiben, wie eine passende Kuh vom Viehmarkt . . . den Gott aus Byzanz wollten sie haben, mit den prächtigen Kleidern, Dienern, Schmucksachen und Engeln.

Da dieses uralte Volk — schon in der Steinzeit bewohnten Slaven das ganze Donaubedien — im Jahre Tausend noch kein halbwegs brauchbares Alphabet zustandegebracht, dehnte man den Import auch auf diese Geistgestalt aus, und zwei griechische Mönche lieferten den Russen die

„chrillischen Buchstaben“, wie Byzanz ihnen Religion und Architektur, die Normannen den Staat geliefert hatten. Gerade dieses Volk ohne Mythos, ohne Struktur, ohne Religion, ohne Alphabet, doch nicht ohne Größeswahn nennt sich nun Slaven-Slowo: „Menschen des Wortes“, die einzigen, so eine Sprache haben. Weil sie die der anderen nicht verstanden, vermeinten sie, jene hätten keine, heißen bis auf den heutigen Tag die Deutschen „Njemzny“: Stumme. . . .

Seit der Steinzeit, so rund zehntausend Jahre, wird diese Seelenstagnation von keiner inneren Spannung unterbrochen, denn: ohne Renaissance auch keine Re-naissance, ohne Formation keine Re-formation.

Und nun versuche der einzelne, sich einmal vorzustellen — o, nur so ganz oben hin und ungefähr — was für Gesichte die übrige westliche Menschheit aufgeworfen in einem Jahrtausend allein: die Kathedralen und Shakespeare, die Minnesänger, Kepler, die katholische Kirche mit ihrer ganzen Schlepp an Visionen, die Renaissance, Musik von Palästrina bis Mahler, die Enzyklopädisten, Kant, die deutschen Mystiker, Michelangelo, Swedenborg, Cervantes, geistige Spannungen von Dante bis Lord Kelvin, von den Kreuzzügen bis Luther, Formenwelten von der Alhambra zu Behrens, von Rheims über Fischer von Erlach bis Berlage. . . .

Der das bedacht — nein, zu bedenken versucht — er wird nach etwa einer Stunde, sehr still, der Fülle, der er kaum die Haut geritzt, entsagen, an diesem Tage wird er sich aber etwas anders halten, beherrschter und gerechter zugleich. Er steht in einem geweihten Ring der Ausgewählung, einem Wipfelgefühl, das bis in die Biegsamkeit der Körperspitzen pausenlos Verantwortung und Haltung drängt, er steht in der Dignität, in dem großen Wir des Humanismus.

*

Dostojewski.

. . . Wer Allmensch und russische Psychologie sagt, meint Dostojewski. Hier stößt jede Frage in den Kern vor. Was sonst russisch-repräsentativ — sei's europäisch oder anders hingeneigt — kann erst von diesem Schwerpunkt aus gewichtet werden. . . .

. . . Kein Dostojewski-Mensch ist bildhaft geschaut, noch vermag er bildhaft zu schauen. Vage Bündel zerknitterten Unbehagens liegen sie meist mit offenem Hemdkragen auf dem fleckigen Wachstuch ihrer Schlafsofas dahin und treiben Seelenonanie, immer vom Angstschweiß irgend eines Erfürchteten pariahaft verklebt; gehen dann, verkrampfte Hörige einer boshaften Schimäre, mit ihrem üblen Tage schwanger. Immer geldbedürftig, dabei unfähig, welches zu verdienen, bleiben sie dauernd von Erbschäften, Darlehen oder anderen Schäbigkeiten abhängig.

Immer knirschend oder zerknirscht, gekräntzt oder Kränkung witternd, erlechzend auch, laufen sie ihre entzündeten Nerven entlang bis in die Enden jeder Manie, ohne daß dies hemmungslose in ihnen Fülle werden könnte, denn zu Kampf gesteigerte Schwäche ist es, nicht Überschwang der Kraft.

Ihre verjauchten Seelen sind wie von einem heimlichen, inneren Sekret bestreßt, ihre Ekstasen Vergiftungsräusche eines zu Geifer geschlagenen Geblütes. Wie durch blinde Korridore hin verläuft ihr Weg in einer fensterlosen Welt. . . .

Sie ermangeln meist gar sehr des Taktes, angeborener oder erworberner Vornehmheit in Erscheinung, Gebärde und Begierde. Ihr Eros — doch nein, der holde Herr aller Gestalt röhrt nicht gerne an die Epidermis von Dostojewski-Menschen — ihre Sexualität, meist Zerebralmasochismus mit sadistischer Komponente, ist brünnig nach schlechtem Gewissen aus, nach „Schuldbekennen“ und allerhand exhibitionistischen Manövern, auf daß jedes schon durch Grausamkeit, Bosheit und Beschränktheit entstellte Geschöpf es durch seine Würdelosigkeit noch einmal werde, und in der Reue wie eine

salzbestreute Schnecke: ganz zu Schleim. Unterwelt steht diesen Herz- und Hirnbrüchigen bis zum Hals, oben sennet Sentimentalität über die erschlafften Gesichter.

Scheint es doch fast am Anfang jedes Werkes von Dostojewski, als ob alle Sanatorien der Welt ihren Inhalt auf einmal in die Freiheit ergössen. Das ergibt nun zweifellos höchst eigenartige, atemraubende, ja nie dagewesene Situationen.

Dostojewski sagt:

„Alle Menschen müssen russisch werden
als erstes und vor allen Dingen russisch —“

Wie diese beispiellose Anmaßung annehmbar, ja auch nur glaubhaft begründen?

... In Galerien kommt er nur, um sich zu wärmen; sticht dem Widerwilligen aber was ins Auge, ist es ein Hegen- oder Höllenschund, wieder eine verkrampfte Ecke der Welt, ein Engstes an Mittelalter, in das er sich verkauert.

... Mit der Inthronisierung des Idiotenideals in der russischen Literatur aber beginnt nun die systematische Welthebe gegen den vornehmen Menschen und die Vornehmheit als Qualität. . . .

... Käme nur ein einziges Mal in einem Roman Dostojewskis jemandem die Erleuchtung, ein Fenster aufzumachen, zwei Drittel aller Psychologie entwischen mit den übrigen und auf der Stelle. . . .

*

Tolstoi.

... Wie Kinder vor jedem Passanten ihren Schurz hochheben, so klagt sich auch der alte Tolstoi in exhibitionistischer „Verzückung“ jahrlang öffentlich aller Todsünden an, schwelgt vor allem Volk im „Bekennen“, „Buße tun“, „seine Blöße aufdecken“, und wie eben sonst noch infantiler Orgasmusersatz in der christlichen Terminologie heißt. . . .

Schon dem Römer des sechsten, dem Araber des zehnten Jahrhunderts war ja dieses nationale Odour aufgefallen: „Bedeckt mit Kot und Schmutz erscheinen sie ohne alle Reinlichkeit in zahlreichen Volksversammlungen, sie sind die unsaubersten Leute, die Gott geschaffen hat. Sie reinigen sich nicht, wenn sie ein natürliches Bedürfnis verrichten und waschen sich ebensowenig, wenn sie sich nächtlich befleckt, wie wenn sie wildherumlaufende Esel wären.“

So treu ist das Blut. Nur ahnten jene verblendeten Heiden noch nicht, mit welcher Andacht gewisse literarische Vorbeter des 20. Jahrhunderts den Koprophilen Offenbarungen aus eben jener Emanation entgegengebeben würden, und deuteten sie einfach als mangelnde Stubenreinheit. . . .

Den Grad der Erleuchtung einfach am Grad der Verlausung ablesen zu wollen, ist lediglich Gewohnheitsrecht derer, denen direktes Maß an Geistiges zu legen nicht gegeben ward.

Um jedoch bei der nun einmal üblichen Symbolik für Minderbemittelte zu bleiben, so sind die Erleuchtungen im Falle des Grafen Pierre keineswegs derart, daß sie nicht noch ganz gut mit einem Fußbad hätten zusammenbestehen können. . . .

Auch bei des Grafen Pierre Frau, der einst hochnervigen, dunkelbeschwingten kleinen Natascha, kommt rasch alles in rechte Ordnung und Tolstoisches Geleise: „Natascha hatte auch sofort alle ihre Reizmittel beiseite geworfen, von denen das wichtigste bei ihr der Gesang gewesen.“

Und nun wird schadenfroh bewiesen, dies sei nachahmenswert, vernünftig, ja einzlig moralisch. Denn wie man auch nur ein Mittagessen zu sich nehme, so als Mann auch nur eine Frau, als Frau nur einen Mann. Natascha hatte den ihren, brauchte sich weiter um kein „zweites Mittagessen“ zu bemühen, wozu also noch Anmut, Schönheit, Zucht, Form, Musik. . . .

Von je, schon in der „weltlichen Periode“, sitzt er vor allen Erosdingen so hilflos linkisch fehl am Ort, wie nach des Sohnes Schilderung am Klavier vor der Musik: „Seine unentwickelten Singer gehorchten ihm nur schwer, so beugte er sich nach allen Seiten, schwigte.“ Glinka, Schumann, Grieg, ein paar ganz leichte Sonaten, Märjche, belanglos mittlere Banalität, Mozart wahllos mitten inne, und darum fehl am Ort, was eben „seine unentwickelten Singer“ und Fähigkeiten gerade noch erfassen können, wird von hier aus zum Weltkanon des überhaupt Erlaubten. Was ihm zu schwer ist, darf nicht sein, kommt in den Bann. Wagner natürlich, doch schon Beethoven, „weil er nur einer kleinen Anzahl Menschen verständlich sei und man bereits einigermaßen in der Musik bewandert, also seinen Geschmack verdorben haben müsse, um ihn zu verstehen, da seine Werke zuviel Gefürteltes aufweisen.“ Und wieder ausdrücklich von Beethovens Kunst wie von jeder entwickelteren Musik und Dichtung heißt es weiter, daß sie „ausschließlich auf falschen Wegen geht, weder Bedeutung noch Zukunft hat im Vergleich mit jenen Forderungen, welche wir im Volke finden, völlig nichtig ist, lange nicht so gut wie etwa das Lied „Wankja der Pförtner“ . . .“

Dass ein Volk Beethoven ablehnt, zeugt also nicht etwa gegen das Urteil dieses Volkes, sondern umgekehrt, Beethoven hat sich an den Kanon „Wankja der Pförtner“ zu halten, denn nach Tolstoi „darf ein Kunstwerk nur für schön gelten, entsprechend der Zahl von Leuten, die sich dafür interessieren“. Kunst hat eine nützliche Arbeit zu sein, kein pflichtloser Genuss sonst wird sie so „schädlich und überflüssig wie die Pyramiden“. Welch trefflicher Vergleich. Das ist nicht mehr schlechthin Arroganz aus Ignoranz, wie bei vielen rohen Völkern, hier entpuppt sich bereits die notorische Bosheit des infantilen Idiotenideals. . . .

Nun zielt eine dumpfe Hoffart gegen jedes Unbeschwerthe, durch neuen Rang Siegreiche, ja tiefster Todhaß Tolstois eben dahin, jene heroische, zugleich nie ganz nachahmliche, doch repräsentative Selbstentfaltung in die Spitzen der Evolution hinein, wo immer er sie nur wittert, beim Ausbrechen zu verklemmen, zu hindern. Das lässt ihn überall fanatisch auf Wertverminderung aus sein:

Darum: Reduktion von Taten auf Wohltaten!

Reduktion von Leid auf Mitleid!

Reduktion des Gesamtlebens auf Grobfütterung und Kälteschutz. . . .

Es ist im Grunde eben nur der alte Weltumarmungstrick der Minderwertigen gegen die Hochwertigen, den Dostojewski aber weit schlauer beherricht, jener tüchtig-trunkene Bruderschrei: „Jeder soll jedem dienen“, von dem längst und unlängst gesagt wurde, „dass von vornherein einleuchte, wem damit gedient sei, und wer dabei das Geschäft mache“ . . .

Tolstois Bekenntnisse sind die eines Kavallerieoffiziers, der plötzlich mitreden will. Enge und Ungeübtheit des Geistes zeigen sich weniger in mangelnder Fassungskraft als in der blanken Unfähigkeit, wahllos Gelesenes dem Rang nach auszuwerten. . . .

Er schreibt ganz ernst, ganz wirklich uns zur Belehrung hin, im Gegenatz zum Christentum enthielten alle übrigen Religionen, wie etwa die der Inder, Perse, Chinesen „nur rein äußerliche Vorschriften“ — Upanishaden, Bhagavadgitha, achtfacher Pfad, Tao-te-King, Zend Awesta — rein äußerliche Vorschriften!

Man staunt in unermessliche Gebiete der Unwissenheit hinein, die schon ein einziger Nebensatz enthüllt.

Es sagt alles für die Verkötterung Europas und nichts für seine Würde, daß in ihm so weit herabgekommene sich fanden, um in Jasnaja Poljana Gnade für Beethoven zu erwinseln, und zusammenbrachen in ihren verstörten Hundeselgen vor dem viereckig gestampften Nein. . . .

Soweit Sir Galahad. — Ist das nicht eine sehr merkwürdige und nachdenkliche Art russischer Literaturgeschichte!

Agnes-Miegel-Abend in Berlin

Von Georg Maria Hofmann

Es ist der Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst in Gemeinschaft mit den heimatreuen Ostverbänden wärmstens zu danken, daß sie den Berlinern das Erlebnis einer persönlichen Bekanntschaft mit Agnes Miegel vermittelt haben. Gemeinhin pflegt der Innerdeutsche nur zu leicht zu vergessen, welche starken kulturellen und geistigen Einflüsse von den Grenzmarken auf die Volksgesamtheit ausstrahlen. Darum sollte es eine nicht oft genug wiederholte Gewohnheit sein, die Träger grenzländerischer Geistigkeit in der kühlen Atmosphäre Berlins zu Gehör zu bringen, und die tiefdeutsche Wärme und Ehrlichkeit derer von draußen bewußt gegen die Laxheit des Berliner Kunstauphalts zu stellen.

Mit welchem Erfolge das geschehen kann, bewies der Miegel-Abend im Herrenhaus. Abgesehen von dem ungewöhnlich starken Besuch — in den Saalgängen und auf Galerietreppen drängten sich die hervorragendsten Vertreter des Berliner und ostdeutschen Kunstlebens — war auch der innere Erfolg des Abends von seltener Stärke. Nach einleitenden Säzen des Berliner Pfarrers Herbert Lipp, zeichnete der allen Freunden der „Ostdeutschen Monatshefte“ wohlbekannte Dichter Franz Lüdtke mit klugen, fein-pointierten Worten die liebenswerte und kraftvolle Genialität Agnes Miegels. In klangvollem Mezzo-Alt brachte darauf Meta Glasz-Villaret die von Georg Vollerthun einfühlsend vertonte Ballade der Miegel „Die schöne Agnete“ zum Vortrag. Eine vorzügliche Einleitung für diesen Abend, dessen musikalisch wie dichterisch hohes Niveau damit festgelegt war. Es folgten zwei Liederkreise lyrischer Prägung, die der vortragenden Künstlerin und dem Komponisten verdienten Beifall eintrugen. Zwischenem las Agnes Miegel einige Gedichtgruppen, und es rechnet wohl zum schönsten und erquicklichsten dieser Abendstunden, die schlichte Frau mit dem etwas harten Sprechlaut ihrer ostdeutschen Heimat gehört zu haben. Keine rhetorische Finesse, kein künstliches Geschraube störte den reinen Eindruck dieser geraden Persönlichkeit, aus deren gesprochenen Versen die Verhaltenheit und feusche Größe des stillen ostpreußischen Landes wuchs. Im höchsten Sinne ist Agnes Miegel der Ehrentitel einer Heimatdichterin zu eigen, wenn man hierin die kongeniale Einheit von Landschaft und Künstlertum erkennt. Es darf die Behauptung gewagt werden, daß die Miegel, um zu voller Entfaltung ihrer herben und starken Eigenart mit jener leise schwierigen Mütterlichkeit zu kommen, nur in Ostpreußen geboren sein durfte. Der schwere Duft dieser Landschaft gibt ihrer Lyrik schwimmernden Reiz, drängt ihre wuchtigen Balladen in die großlinige Einfachheit ostdeutscher Kathedralen und Ordensburgen. Vielleicht war zu bedauern, daß der Vortragsabend gerade dieses Blatt der Miegelschen Kunst allzu schnell überschlug. Ueberflüssig zu sagen, daß der Dichterin herzwarme Ovationen bereitet wurden.

Hernach auf regennasser Straße, im Autogewühl, fiel einem in Erinnerung an die verlebten Stunden das Verswort Carl Langes ein:

Wohl dem, der eine Heimat hat . . .

Der Paul-Löff-Verlag

Von Werner Bergengruen

Als Sinn jeglicher kritischen Bemühung stellt sich die Richtung auf das Allgemeine, das Verbindliche dar, die ihren Ausdruck in dem Bestreben findet, an Hand der betrachteten Einzelerscheinung zur Herausstellung und Beleuchtung des Typischen zu gelangen. Im folgenden soll eines bestimmten deutschen Verlages gedacht werden. Angesichts der Fülle kultureller Leistungen, die dem deutschen Verlagsbuchhandel nachgerühmt

werden kann, müßte das Herausgreifen eines einzelnen Verlages als willkürlich erscheinen, fände es nicht seine Rechtfertigung in dem Umstände, daß der betreffende Verlag eben einen Typus repräsentiert.

Es hat in Deutschland glücklicherweise zu keiner Zeit an idealistisch gerichteten, hingebungsvoll für Geistiges sich einsetzenden Verlegern gefehlt; leider haben sie solche Hingabe allzuoft mit wirtschaftlichem Mißerfolg oder gar Ruin bezahlen müssen. Auf der anderen Seite haben uns nie die erfolgreichen Bücherkaufleute gemangelt, die von Apollo nichts, von Merkur alles hielten, und ohne eine Ahnung von ihrer kulturellen Verantwortung zu haben, aus geschicktem Ausbeuten ephemerer Geschmackskonjunkturen mühelose Riesengewinne zogen. Der Paul-List-Verlag erscheint mir als glückliche Verkörperung der positiven Eigenschaften beider Kategorien, Apollo und Merkur gleichermaßen verbunden, in der Welt des Geistes nicht weniger beheimatet als in der der Wirtschaft. Und das mußte beiden zugute kommen. Der Verlag entstand 1894 in Berlin, siedelte 1895 nach Leipzig über und gewann seine heutige Stellung in den ersten Jahren nach dem Kriege. Es waren zunächst einige große politische Werke, die ihm wirtschaftlich und repräsentativ den Boden schufen, auf dem er jetzt steht und weiter arbeitet: des ehemaligen Londoner Botschaftsrats Hermann Freiherrn von Eckardsteins Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten, Ottmar von Mohls Diplomatenerinnerungen („Fünfzig Jahre Reichsdienst“), Lloyd Georges vernichtende Kritik am Versailler Friedensvertrag („Ist wirklich Friede?“), Wilsons Memoiren und Dokumente über den Vertrag zu Versailles, Stürglhs als Urkundenwerk von hoher Geltung anzusprechende Bücher („Im Großen deutschen Hauptquartier“ und „Politische und militärische Erinnerungen aus meinem Leben“) und anderes. Dann kam Henry Fords, des großen amerikanischen Automobilkönigs und Wirtschaftsdenkers Buch „Mein Leben und mein Werk“ — von manchen enthusiastisch begrüßt als Wegweiser in eine Neugestaltung des deutschen Wirtschaftsethos und der deutschen Wirtschaftsorganisation, von anderen mit tiefstem seelischen Erschrecken als denkbar höchste Stufe amerikanischer Diesseits-Vergottung hingenommen, aber überall im Sinne der Befruchtung, der Klarung wirkend, wirtschaftliche und volksseelische Fragen in ihrer unlöslichen Verbundenheit erweisend und jeden Leser zu innerlichem Farbebekennen nötigend. Vom Fordschen Prinzip der Dienstleistung, von der Großzügigkeit der Fordschen kaufmännischen Methoden glaubt man in der Arbeitsweise des Verlages einen starken Widerchein zu finden, und vielleicht mag hierin der Grund für den Aufschwung des Hauses List gesucht werden dürfen, das auch äußerlich kräftige und erfolgreiche Expansionsbestrebungen zeigte; so rief Paul List 1907 den geographischen Verlag List und von Bressendorf ins Leben, der vor allem durch die Harmschen Unterrichtswerke bekannt wurde, so erworb er 1919 den Jugend- und Unterrichtswerlag Abel & Müller, gliederte ihn dem eigenen Hause an und erreichte damit eine wesentliche Steigerung seiner Leistungsfähigkeit.

Was der Geist einer jeden Nation von ihren Wirtschaftlern und insonderheit von ihren Verlagsbuchhändlern fordern darf, ist das lebendige Gefühl einer kulturellen Verpflichtung und Verantwortung. Von diesem Gefühl scheinen mir ganz besonders die beiden Standard-Werke des List'schen Verlages getragen zu sein, das Epikón und die große illustrierte Ausgabe von Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit. Ueber Gedanken und Plan des „Epikón“ habe ich dem Leserkreise der „Ostdeutschen Monatshefte“ bereits früher einmal berichten dürfen. Nachzutragen bleibt nunmehr die Feststellung, daß das seither Geleistete den verheilungsvollen Anfang rechtfertigend fortführt. Neu erschienen sind folgende Bände: Goethe, Wahlverwandtschaften (Nachwort von Thomas Mann), Adalbert Stifter, Der Nachsommer (Nachwort von Hugo von Hofmannsthal), Fielding, Tom Jones (Deutsch von Paul Baudisch, Nachwort von Paul Ernst), Dostojewski, Der Idiot (Deutsch von Harald von Hoerschelmann, Nachwort von Werner Bergengruen), Gogol, Die toten Seelen (Deutsch von Xaver Graf Schaffgotsch, Nachwort von Rudolf Kastner), Gontscharow, Oblomow (Deutsch von Rein-

hold v. Walter, Nachwort von Alfons Paquet), Victor Hugo, 1793 (Deutsch von A. Wolfenstein, Nachwort von Heinrich Mann), J. P. Jacobsen, Niels Løhne (Deutsch von Ottomar Enking, Nachwort von Stefan Zweig). Ein wohlfreiler und geschmackvoll ausgestatteter Almanach auf das Jahr 1926, „Erzählerkunst“, wie das Epikor von dem österreichischen Dichter E. A. Rheinhardt herausgegeben, will nicht nur dem Epikor Verständnis werben und den Weg bereiten, sondern führt überhaupt in die Leistung des Paul-List-Verlages ein.

Gustav Frentags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ sind die große, die klassische Kulturge schichte des deutschen Volkes, ein unverlierbarer und unveraltender Besitz, wie ihn nicht jede Nation aufzuweisen vermag. Diese im Einvernehmen mit Gustav Frentags Erben unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter wie Georg v. Below und Erich Brandenburg geschaffene Neuausgabe stellt ein grundsätzliches Novum dar und ist um so mehr als eine wirkliche Kulturtat anzusprechen, als sie in einer Zeit trostlosester Wirtschaftsdepression entstanden und zum guten Ende geführt worden ist. Es handelt sich bei dem Monumentalwerk dieser sechs Bände nicht um das, was man gewöhnlich unter einer illustrierten Ausgabe versteht, sondern um eine durchaus neuartige Lebendigmachung des Textes durch einen an Fülle und Schlagkraft unüberbietbaren Bilderatlas, der den ganzen weiten Weg der deutschen Kulturge schichte begleitet und jede einzelne Phase aus etwas Wissenswürdigem zu etwas Erlebbarem und Erlebtem macht. Diesem Zweck dienen rund 2200 farbige und nichtfarbige Bilder. Ganze Zeitungsnummern, Flugschriften und fliegende Blätter, ja ganze Bücher und Bilderwerke sind fassimiliert beigegeben, und allein schon diese Beilagen, die manche Unica enthalten, machen diese Neuausgabe von Frentags unsterblichem Werk zu dem, was es ist, und werden künftige ungebildete Ausgaben nur als unvollständige Auszüge wirken lassen.

Aus der großen Zahl von Neuerscheinungen, die das Haus List in der letzten Zeit herausgebracht hat, möchte ich vier voneinander sehr verschiedene, zur Geistigkeit unserer Zeit aber gleichermaßen sprechende Buchreihen herausheben. Die Kosmopolis-Reihe bringt Romane zeitgenössischer Autoren des Auslandes. Keine Zeit hatte so viel Interesse für die Psyche fremder Völker wie die unsere, wie auch kaum eine Zeit sich so um die Begriffsbestimmung des eigenen Volkes gemüht hat. Dieser Zeit mag gerade ein solches Unternehmen willkommen sein. Von der überaus schätzbaren Ausgabe der ausgewählten Werke Rudyard Kiplings liegen bisher vier Bände vor: Kim, Puck vom Buchsberg, das neue Dschungelbuch und die Kleinen Geschichten aus den Bergen. Als Herausgeber zeichnet der mit englischer Literatur feinvertraute Hans Reisiger, der als Übersetzer u. a. Gustav Meyrink, Benvenuto Hauptmann, Ernst Hardt gewonnen hat. Die Schätzung Kiplings als eines Dichters von unbeschreiblicher Frische, Naturnähe und menschlicher Unbefangenheit hatte in Deutschland vielfach unter der Unzulänglichkeit der bisherigen Übersetzungen zu leiden, und wird durch Reisigers Ausgabe sicherlich einen neuen Antrieb erfahren. Mit einer Erwähnung der großen Daumier-Ausgabe — von den geplanten neun Bänden liegen zwei bereits vor — und der prächtigen fünf Bände „Kabinettstücke des Humors“, die über manche verdrießliche Stunde ein altväterisch-heiteres Behagen zu bereiten vermögen, sei diese kleine Musterkarte beschlossen.

Fortgang und Nachreifung ist dem Werk des Paul-List-Verlages zu wünschen wie jeglichem Tun, das dem Pantheon deutschen Geistes und Kulturwillens dient.

Die Schopenhauer-Gesellschaft

Die Schopenhauer-Gesellschaft, die schon durch den Namen des Danziger Philosophen, dessen Werk sie pflegt, ein Stück Kulturleistung des deutschen Orients verkörpert, wenn auch ihre Mitglieder — dem weltumspannenden Charakter dieser Philosophie gemäß — sich aus allen Erdteilen rekrutieren, hat soeben ihr 13. Jahrbuch in Gestalt des bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Werks „Schopenhauer und Brockhaus“ von Carl Gebhardt ausgegeben. Das — reich mit Bildern und Dokumenten aus dem Schopenhauer-Archiv in Frankfurt a. M. geschmückte — Buch vertieft den bereits an sich interessanten Briefwechsel zwischen dem Philosophen und seinem Verleger durch einen gediegenen geschichtlichen und philosophischen Kommentar zu einem fesselnden Schicksalsbilde von Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“, das nach jahrzehntelanger Nichtbeachtung zu einem der einflussreichsten Werke der Weltliteratur zu werden bestimmt war; als Hintergrund dieses Schicksalsbildes entrollt sich in großen, klaren Zügen ein von der ausgehenden Romantik bis zur Gegenwart reichendes lebendiges Kapitel deutscher Geistesgeschichte.

Bereits für Februar 1927 kündigt die Gesellschaft ihr 14. Jahrbuch an, das u. a. Abhandlungen von Franz Moßrauer über „Schopenhauers Bedeutung für die Volksbildung“; Hans Zint, „Schopenhauer und Platon“; Otto Juliusburger, „Schopenhauer und die moderne Psychotherapie“; Max Oehler, „Nietzsches Unzeitgemäße Betrachtung“, „Schopenhauer als Erzieher“ enthalten und den berühmten Dialog des italienischen Literarhistorikers De Sanctis „Schopenhauer und Leopardi“ aus dem Jahre 1858 im Original und in einer ersten vollständigen deutschen Übersetzung wiedergeben wird.

Neuanmeldungen zur Schopenhauer-Gesellschaft (Jahresbeitrag 10RM.) sind an den derzeitigen Vorsitzenden, Dr. Hans Zint in Danzig-Langfuhr, Kronprinzenweg 23, zu richten.

A. L.

B u c h b e s p r e c h u n g e n

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Bücher schreiben ist leicht, es verlangt nur Feder und Tinte, und das gebuldige Papier. Bücher zu drucken ist schon schwerer, weil oft das Genie sich erfreut unleserlicher Handschrift.

Bücher zu lesen ist noch schwerer, von wegen des Schlafs. Aber das schwierigste Werk, das ein sterblicher Mann bei den Deutschen auszuführen vermag, ist: zu verkaufen ein Buch. Denn es kauft sie nicht gern, das unsträfliche Volk der Germanen! Felix Dahm.

Helene Hoerschelmann: *Verunkenes. Erinnerungen an Alt-Livland und Alt-Rußland.* Eugen Salzer, Verlag, Heilbronn.

Ein neues Baltenbuch, um das sich der rührige schwäbische Verlag Salzer verdient gemacht hat. Verdanken wir doch seinem tatkräftigen Interesse die

Veröffentlichung von Büchern, die literarisch charakteristisches Neuland bedeuten, zum mindesten aber das fehlende Glied zwischen dem deutschen Westen und russischen Osten vereinen. Dabei ist diesen baltischen Schriften eine ganz besondere Note zueigen, die wir um so mehr anerkennen, da sie sich eng an unser eigenes Empfinden anschließt und für uns aus dem Baltikum und seinen Bewohnern eine Art seelische Heimat von Wahlverwandtschaften gestaltet. — Monika Hunnius war seinerzeit die Erste, welche mit ihrem „Mein Onkel Herrmann“ die Brücke zu tieferem Verständnis ihrer Landsleute schlug, die wir in ihren nachfolgenden Schilderungen livländischer oder estländischer Charaktertypen und Landschaftsbildern gerne benutzt, um uns allmählich dort jenseits der Memel wie

zu Hause zu finden. Des weiteren ist dies Interesse dann durch den, von Alexander Eggers herausgegebenen Band „Baltische Lebenserinnerungen“ gepflegt und angeregt worden und nun beschert uns als Neuestes der Verlag Helene Hörschelmanns prachtvolle Studie zur Charakteristik Alt-Livlands und altrussischer Stimmungsbilder von hervorragender Farbwirkung.

Die Verfasserin, als Frau eines Arztes ins Innere Russlands verschlagen, ist schon bekannt als die tapfere Verfechterin von Menschenrechten und Hilfsbereitschaft den deutschen Gefangenen und Verchleppten gegenüber — das vorliegende Werk zeigt sie außerdem als bedeutende Kraft dichterischer Darstellungsgabe. — In den zuerst erzählten Kindheitserinnerungen sprudelt eine Überfülle pulsierender Lebensbejahung, die den Stil selbst durchglüht und ein Tempo angibt, das noch jetzt von den Wundern jener ersten Jugendbegeisterungen beflügelt erscheint. Etwas ungemein Strahlendes, Beswingtes haftet diesen kindlichen Sommer- und Weihnachtserlebnissen an, die auch den Leser mit in ihren Bann ziehen. Die Gewalt des Ausdrucks steigert sich aber noch in den einzelnen Menschentypen, von denen „Die Feldseherin“ ein Meisterstück scharfer, kurz umrissener Erzählerkunst ist. — Trotz der Knappheit jeder Skizze, ist sie mit liebevollen Einzelheiten bedacht, die ihnen neben dem Vorzug dramatischer Wirksamkeit Kulturwerte verleiht. Mitten dem Leben entnommen, muß die große Linie der Zeichnung bewundert werden, die von dieser baltischen Schriftstellerin noch Bedeutendes erwarten läßt.

Marie Schempf

F. R. Nord: Die Sichel. Roman. Ring-Verlag, Berlin. 1927. (In Leinen geb. 6.— RM).

Der weite Raum des Ostens ist für uns immer noch ein unbekanntes Land, in das wir jetzt allmählich einzudringen versuchen. Das Interesse am Osten ist gewachsen, aber kaum die tiefere Kenntnis. Vor allem sind die geistigen Kräfte, die dort schlummern, schwer zu schätzen und richtig einzusehen. Dies zeigen ganz deutlich die Kämpfe in China, über deren Sinn und Bedeutung die widersprechendsten Ansichten laut werden. Deshalb ist jedes Werk

Otto Goetz Nachf.

Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112

Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

566] **Grätzer**

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig

Langfuhr

Zoppot

[567]

Roeckl's Handschuhe



Weltmarke

DEUTSCHER BOTE

Monatsschrift

408]

für

Literatur und Kunst.

Reichhaltig illustriert, mit zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis vierteljährlich Gm. 3.60 (3 Hefte)

oder in entsprechender

— fremder Währung —

Man verlange Probenummer

Aeltere Nummern zu dem Sonderpreis von 60 Pfg.

Verlag „Deutscher Bote“
Harder & de Voss, Hamburg 1.

Unverlangte Manuskripte

werden nicht angenommen. Jedem Brief und jeder Einsendung ist Rückporto beizulegen. Der Raum ist durch einen bestimmten Mitarbeiterkreis und durch Sonderhefte festgelegt. Ein Beantworten von Briefen ist nur in Ausnahmefällen, aus Zeit- und Sparsamkeitsrücksichten, möglich. Die Verantwortung für nicht angefordernte Manuskripte wird abgelehnt.

Verlag und Schriftleitung

zu begrüßen, das es unternimmt, die gegen und miteinander laufenden Kräfte aufzuzeigen.

Der vorliegende Roman des deutschen Forschungstreisenden schildert das stumme Ringen zwischen Russland und der Mongolei, zwischen Sichel und Drachen. Auf der einen Seite der Noyon Balton Turdok, dem als Ziel das Reich eines Oschtingis Khan vor Augen steht, der die Lage seines Landes zwischen Russland, Amerika, England und Japan erkannt hat und sein Volk zum Kampf, zur Selbstbehauptung ausrütteln will. Auf der anderen Seite die Tscheka, die im Namen der Weltrevolution vernichtet, die das Bürgertum in Grund und Boden stampft. Nord findet hier nur negative Kräfte und deutet dementsprechend das Symbol der Sichel: „Die russische Sichel ist das Symbol des mähenden Todes. Wie der Tod erntet und mit der Sichel dem Leben ein Ziel setzt, so erntet auch dieses neue Russland. Und wo es geerntet hat, bleiben die Felder leer, und der Winter kommt. Das Leben erstirbt.“ Schauder flözten die Schilderungen vom Blutrausch der Tscheka ein. Manchem Mitteleuropäer werden sich die Haare sträuben. Immer mehr bestätigt es sich, daß in Russland nicht die Urkraft eines Volkes sich Bahn gebrochen hat, sondern daß die niedrigsten Instinkte herrschen. Mit großer Sicherheit werden die Vorposten der Sowjets in das fremde Volkstum vorgetrieben, um es allmählich zu beherrschen. Eine klare zentral von Moskau aus geleitete Organisation führt die Pläne durch. Gif und Mord sind die Mittel. Recht und Sitte gibt es nicht. All diesem haben die Mongolen nur ihre jahrtausendalte Kultur entgegenzusehen. Diese verleiht ihnen aber eine ungeheure Kraft und Zähigkeit, mit der sie den Sowjetplänen entgegenarbeiten. Vor allem ist es die starke Gottverbundenheit, die sie an den Aufstieg ihres Volkes glauben läßt. Das Monumentale an diesem Ringen ist, daß es unter Ausschluß der Öffentlichkeit geschieht. Nach außen herrscht jene starke Ruhe, die eben nur Gottesverbundenheit geben kann, sowohl in Oschantcho Lama, dem Vorsteher vom Kloster zum Heiligen Segen, der in diesem den Mittelpunkt des Widerstandes geschaffen hat, als auch in Balton Turdok.

Der Aufbau des Romans ist klar und einfach. Mit feinem psychologischen Verständnis sind die beiden Gegner in ihren Lagern dargestellt. Die ersten Vorpostengefechte finden statt, der Kampf wird intensiver, der Höhepunkt ist erreicht, als Balton Tordok in die Hände der Tscheka gerät. Nur mit knapper Not entgeht er dem grauenvollen Tod der Zweiteilung. Er flieht, um nun seinerseits stärker den Kampf aufzunehmen. In der heiligen Stadt Lhasa droht ihm noch einmal der Dolch der Tscheka, erreicht ihn aber nicht mehr. Symbolisch stehen am Schluß die Worte: „durch das Heilige Rußland zerbrach die Sichel“.

Packend von der ersten bis zur letzten Seite ist diese „Schrift an der Wand“, erschütternd durch die Größe des Kampfes, der sich dort abspielt. Im siegreichen Glauben an eine göttliche Weltordnung spricht der Verfasser das Urteil über den Bolschewismus: „Gewogen, gewogen und zu leicht befunken!“

Bernhard Mewes

Otto Brües: Gedichte. Bühnenvolksbundverlag, Berlin. 1926. (235 Seiten, br. 2.70 RM).

Otto Brües, der junge rheinische Dichter, legt hier seine gesammelten Gedichte aus den Jahren 1912—1926 vor. Rund 150 Gedichte aus 14 Jahren — das ist nicht viel. Gleichwohl wäre eine noch strengere Auswahl zu begründen gewesen; insonderheit könnte man einige der mehr gut gemeinten als organisch gewachsenen Zeitgedichte (Versailles, Hindenburg, auch Zeitung) oder Stücke wie „Am Abend“, „Marlene“ und „Geranien“, die als lyrische Stilübungen und Skizzen hingehen mögen, denen zum fertigen Gedicht aber immer noch irgendeine Kleinigkeit fehlt, gut und gern missen. Diese kleinen Mängel vorweg festgestellt, ist zu sagen, daß das Buch als Ganzes von einem erfreulich ehrlichen und von literarischer Absichtlichkeit freien Dichtertum zeugt. Es hat dies Dichtertum drei große Quellen: Heimat und Vaterland, Stammesart und Volkstum, Glauben und Mythos. In seiner Mischung von Erdenschwere, Weltluft, Lebensfreude und religiöser Innigkeit, in seiner farbensatten und bildkräftigen Gestaltung, die doch so leicht und lustig wieder

Soeben erschienen:

DEUTSCHER GEIST IM OSTEN

Herausgegeben von
CARLLANGE

Preis 3 Mark
in Ganzleinen
gebunden

Dieser erste Band einer geplanten Reihe von Büchern vereinigt die hervorragendsten Vertreter ostdeutscher und deutscher Dichtung und Kunst. Es wird uns ein eindringliches Bild von dem kulturellen Leben des Ostens gegeben. Wer den Geist der Ostmark vernehmen und ihren Sinn erfahren will, der greife zu diesem Buch.

GEORG STILKE
Verlagsbuchhandlung
BERLIN NW 7



Reisegespräch des Königs Friedrich II. von Preußen im Jahre 1779

Mit einem Vorwort von

F. v. Goëß und Schwanenfleß

65 Seiten, geh. RM. 2.—
eleg. Ganzlbd. RM. 3.—

Wir sehen den großen König vor uns als Greis, gebückt unter der Last der Jahre, die seinem Lande schwere Gefahren und dauernde Kämpfe gebracht hatten. Siegreich hat er eine Welt von Feinden überwunden. Jetzt im Alter bleibt ihm die Zeit, sein Land zu besuchen, dem die Segnungen des Friedens zuteil geworden sind. Er verläßt sich nicht auf schriftliche Eingaben und auf die Berichte seiner Beamten — er überzeugt sich selbst. Sein durchdringendes Auge sieht den Erfolg der Verbesserungen — sieht auch, was noch fehlt und was noch geschaffen werden kann. Kurz und bestimmt sind seine Anordnungen, seine Fragen treffen den Kernpunkt. Dazwischen läßtlicher Humor. — Wohlwollen und Fürsorge, besonders für seine alten Krieger. Die schlanke nervige Herrscherhand hält statt des Degens den Krückstock, auf den sich der gebeugte Körper stützen muß. Aber in leuchtender Klarheit beherrscht sein Geist die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Mehr denn je leuchtet heute einem jeden, der von echter Vaterlandsliebe beseelt ist, Friedrich des Großen Bild.

Verlag Georg Stille,
Berlin NW 1, Dorotheenstraße 65

wirkt, in seinem unbekümmerten Drauflosfabulieren, das selbst von der Verwendung konventioneller Mittel nicht zurückkehrt, wenn es nur vorangeht, der Vers nur weiter fließt, erweist es sich auf den ersten Blick als das Werk eines Niederrheinlers, eines Rheindeutschen. Was aber diesem Buch in der jüngrheinischen Dichtung von heute seine Sonderstellung gibt, das ist das immer wiederkehrende Streben nach streng geschlossenen Gebilden, nach der Architektur des Sonetts und der Ode, nach dem größtmöglichen feinsinnigen und formalen Gleichmaß durch ganze Zyklen hin: Missa urbana, das Vermächtnis der Namenlosen) und schließlich das Verhaftetsein des Dichters und seiner Dichtung in der (weltlichen und geistlichen) Tradition seiner Heimat, seines Volkes. Hier braut nicht junge, gegenwärtsfrohe, werkgeftaltete Volkskraft in freien Rhythmen hennunglos über, hier setzt ihr ein disziplinierter und seiner Herkunft aus jahrtausendlangem Suchen und Ringen der Väter bewußter Geist Grenzen und sucht in formaler Bändigung zu innerer Klärung und Verklärung es zu bringen. Freilich wäre Brües kein Rheinländer, wenn ihm nicht immer wieder doch sein Temperament durchginge und alle vorgedachten strengen Formen zerstörte, aber gerade die Gedichte, die ihm so unter der Hand in eine nicht gewollte Auflösung entglitten, erscheinen mir besonders reizvoll, weil sie uns die tiefsten Einblicke in die Seele ihres Dichters gewähren, und besonders beweiskräftig für die Ehrlichkeit seines Schaffens sind. In Summa: ein sympathisches, ein lebensvolles, ein im besten Sinne deutsches Versbuch. Aus einem dem Gedächtnis toter Künstler und Dichter gewidmeten Zyklus „Namen“ waren die schönen Verse auf Hermann Löns im Sonderheft der Ostdeutschen Monatshefte „Hermann Löns und der Osten“ (Jahrg. VI, Heft 8) vor Erscheinen des Buches veröffentlicht.

Herbert Saekel

Heinz Steguweit: Der Tornister.
Lauter Geschichten. — Heinz Steguweit: Der Soldat Lukas. — Karl Verbs: Die Wette gegen Unbekannt. — Johannes Muron: Die spanische Insel. Das Buch vom Entdecker Kolumbus. I. Band: Die Fremdlinge. Bühnenwolksbundverlag, Berlin SW 68.

Der Verlag des Bühnenvolksbundes hat mehrere handliche Bücher mit Erzählungen herausgegeben, von denen einige zuerst in den „Ostdeutschen Monatsheften“ erschienen. Heinz Stegwerts Geschichten sind frisch und natürlich geschrieben. Er weiß uns die Erlebnisse in spannender und anschaulicher Art vor Augen zu führen. Man glaubt häufiger, das ostdeutsche Blut seiner Vorfahren zu verspüren. Es ist Kraft und dramatische Spannung in den kleinen Erzählungen, die immer die Tiefe des menschlichen Lebens berühren. Die Fülle des dem Dichter zufließenden Stoffes weiß er bei allem Ernst doch immer so zu gestalten, daß wir bei und mit ihm den Glauben an das Gute im Menschen nicht verlieren, gleichgültig, ob er kleine Dinge des Alltags, die Sorgen der Armen oder das Tempo unserer hastenden Zeit und ihres technischen Aufschwungs schildert.

Der Bremer Dichter Karl Lerbs zeigt sich in seinen Anekdoten von einer anderen Art. Seine heiteren Erzählungen nehmen den Leser von vornherein gefangen. Es ist die bei aller künstlerischen Gestaltung schlichte Form der Schilderungen, die letzten Endes gerade in ihrem volkstümlichen Ton den Weg zum Herzen finden. So führt dieses heitere Buch doch immer zur Besinnung und zum Nachdenken und verdient einen großen Leserkreis.

Der im Silberglanz unruhige und etwas aufdringliche Einband paßt nicht recht zu dem Inhalt und Wert dieser Bücher.

Zum Schluß sei noch auf ein sehr wesentliches Werk aufmerksam gemacht, über das Walter von Molo unter anderem schreibt: „Es ist ein absolutes Meisterwerk, rein, klar, tief, geschlossen. Das einzige, was ich auszusetzen habe, ist, daß die Gestalt des Kolumbus, wenn er spricht, hie und da die sonst meisterhafte Charakteristik der anderen Gestalten verliert und etwas verschwommen und pathetisch wird. Doch ich hoffe, daß sich das im zweiten Band, den ich sehr bald erwarte, geben wird. Jedenfalls ein außerordentlich starkes Werk, eines der wenigen Werke, die ich Müdegelesener mit dem Interesse und der Freude las, die ich seinerzeit als unbelasteter Zuseher der Literatur mein eigen nannte. Johannes Muron ist nach dieser Probe ganz



René Fülöp-Miller

GEIST UND GESICHT DES BOLSCHEWISMUS

Großoktag, 500 Seiten Text und
500 teils farbige Bilder

Geheftet M. 24.—, Ganzleinen M. 30.—

Prof. Rudolf Eucken: „... Es ist ein außerordentlich wichtiges und wertvolles Werk. Aber das Wichtigste ist der Takt, mit dem hier die heikle Aufgabe behandelt wird; es wird dem Leser nicht ein fertiges Urteil aufgedrängt, sondern das Urteil erwächst unmittelbar aus den Tatsachen. Man kann nur wünschen daß dieses großartige Werk in weiteste Kreise kommt und dort im Sinne der Wahrheit wirkt.“

Thomas Mann: „... Ihr Werk, Geist und Gesicht des Bolschewismus ist, seine Bilderbeigaben eingeschlossen, als Erscheinung ganz unschätzbar. Es ist die erste große literarische Gelegenheit, den Bolschewismus nach seinem ganzen materiellen und geistigen Umfang kennenzulernen und sich im Urteil über ihn zu befestigen.“

Sven Hedin: „... Mit diesem Buch haben Sie mir eine große Freude bereitet... Ich bewundere den Verfasser, dem es vergönnt war, ein so schönes und großartiges Werk zu schaffen.“

Hamburg. Fremdenblatt: „... Das ungeheure Wissens- und Anschauungsmaterial, über das der Verfasser verfügt, gestaltet sich unter seinen Händen zu einer wohlgegliederten, grundlegenden Darstellung der Gesamterscheinung und ihrer Ausstrahlungen in weltanschaulicher, politischer, wirtschaftlicher, moralischer Hinsicht, wie sie mir in an nähernd gleich umfassender Durchbildung bisher noch nicht vor Augen gekommen ist.“ *Walter Bloem.*

AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH · WIEN · LEIPZIG

Der „REVALER BOTE“ [480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalischen Zeitung“) ist das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland. • Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezug vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 3.50 GMk., ohne Beilagen 3 GMk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Ausland: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

gewiß eine der allerstärksten Begabungen, die wir besitzen.“

Carl Lange

Axel Lübbe*): Der Rainsgrund. Verlag J. Engelhorn, Stuttgart.

Axel Lübbes „Rainsgrund“, ein unglaublich männliches und klares Buch, hat mich völlig gefangen. Seine nicht exzentrisch, sondern konzentrisch angelegte Technik (viele Kreise, die alle, einander überschneidend, Beziehung auf einen Mittelpunkt haben) ist zwar etwas ganz neues, doch trotz kleinerer Mängel faszinierend. Man wird ja auch an Kleists Dramen nicht mit der Technik Schillers beurteilend herangehen; es ist notwendig, jedem wirklich schöpferischen Menschen das Recht zu geben, nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form nach seinem Belieben umzugestalten. Gelingt es ihm, so hat er recht. Und wie gelingt es Lübbe, eine kleine Welt in präzise Beziehung zum Zentrum (Rainsgrundmotiv) zu sehen! Und dieser Rainsgrund ist wieder nur Gleichnis für einen immer sich wiederholenden Zustand, für den Kreuzungspunkt zwischen Mensch und Liebesleidenschaft. Und wie Lübbe seine Menschen alle unter diesen Kreuzungspunkt bringt, sie vernichtet oder erhoben, zermalmt oder erlöst sein läßt, das ist großes Dichten und verrät eine Löwenklaue, wie sie außer Otto Witztum niemand heute hat. Darum muß der erste Kreis auch wieder mit dem letzten sich schneiden: der unbekannte Wanderer erlebt seinen Rainsgrund, seine Liebestragödie; gesteigert und in neuer Sphäre auferstanden verläßt er das Tal, darin er einst, ahnungslos, nur von dumpfer Angst einmal leicht durchschüttelt, einkehren wollte. — Oh, das ist ein großes Kunstwerk und von herrlichem Können! Frank Thieß

Rolf Berg: Die Beichte des Dritten. Roman. Paul Arez, Verlag, Dresden.

Der Titel, „Die Beichte des Dritten“, wird auf Seite 263 erklärt. Der Unglückliche dieser Liebe, deren Entwicklung, Wesen und Ablauf sich uns darstellt, der tragische Repräsentant, un-

*) Über den Ostdeutschen Axel Lübbe unterrichtet eingehend ein längerer Beitrag von El. Görres „Über Lübbes Schaffen“ (Jahrgang III, Heft 4).

Preußische Jahrbücher

Herausgeber Dr. Walther Schotte
Band 207, Heft 2 Februar 1927

Aus dem Inhalt:

Emil Daniels: Könige August 1914 in Frankreich besiegt werden?

Theodor Däubler: Das eigentliche Aegypten.

G. Stecher: Pestalozzis „ABC-Buch der Menschheit.

Gottfried Fittbogen: Aus Luxemburg.

Dr. Paul Fehrer: Die Musikalität der Unmusikalischen.

Agel Schmidt: Selbstbestimmungsrecht und Randstaatenidee.

Preis pro Heft 2. — Goldmark

Berlin NW 7

Georg Stille

entrinnbar dem Machträtself Weib, unentrinnbar dem zergrübelten Hinterbuden seiner selbst, wird sich immer wieder in der Rolle des unglücklichen Dritten sehen, die ihm nun einmal nach Schicksalsbeschluß zugeteilt ist.

Von jedem Buch wird ausgerufen: Hier ist etwas, das noch kein Schriftsteller geboten hat. Tatsächlich zeigen sich auch in nicht wenigen geprägten Fällen Sonderqualitäten. Auch hier muß man sagen, das hat kein Romanier bisher geboten, nämlich fühlen und deuten, wie Rolf Berg das mit persönlichster Originalität tut, er kann was und hat sich in der Virtuosität des Kunstschriftstils den Urton seines tragisch-verschroten Menschen erhalten. Ein Wertherroman nicht des Tünglings Werther, sondern des Mannes; und man hätte den Wunsch, der leider auch vor solcher Leistung in alles überrollendem und die Turmwogen gegenseitig forschwemmendem Schaffensmeer ein frommer bleibt, daß dieses der Roman des 20. Jahrhunderts wäre.

Natürlich ist er geladen mit Übergefühl, er badet, schwimmt, taucht lange unter, geht unter in Wallungen, steigt wieder hoch aus Wallung und schließt mit Wallung. Das gehört zu seiner Natur, das ist sie. Daraan krunkt der Roman notwendig. Das Stoffreich — das einsame Königtum in immer gleichen Stoff diktirt diesen Qual-Zwang, „geschult“ selbstredend an Strindberg. Ureins in der Erotik heißt die Schlagader dieses Schwärmer-Romans. Er besitzt die für seine Ziele nötige Handlung. Manchmal wäre ein Mehr an Handlung wünschenswert, wo stärkeres ineinandergreifen der Nebenfäden gezeigt werden müßte. Auch führt das Durch- bis zum Endepeitschen des Motivs zu merklicher Erschlaffung der Handlungsehnen, so daß wir hinbezwungen von den Schönheiten doch mitunter nicht aus anhaltendem Herausleben dessen, was der Leidende uns mitteilt, sondern aus der Wiederholung des Dumpfdrückenden, nicht immer mehr aus dem Mitweh, sondern aus Überdruß das eben wieder geschlossene Buch von uns fernhalten, und wir etwas unwirsch über den abbrechenslosen Kettenjammer das Buch zwischen den Fingern hängen lassen aus unserm Überverständnis für die Sachlage, und in der schließlichen

Eiserne Blätter

Wochenschrift
für deutsche Politik und Kultur
Herausgeber u. Schriftleiter:
D. Traub, München-Solln II,
Wolfratshauser Straße 14

Verlag und Druck:
Vaterländische Verlags- und
Kunstanstalt, Berlin SW 61

Preis monatlich:
1.70 Goldmark
Einzelheft:
45 Goldpfennige

* * *

Aus dem Inhalt der letzten Hefte:

Moeller van den Bruck, Major
Mohdorff: „Politische
Umschau im Osten“

Generalarzt Dr. Buttersack:
„Frankreich als
Patient“

* * * : „Deutsche
Schulreform“

Dr. Ellenbeck: „Neue Aufgaben
für nationale Erziehung“

Beiträge von Dr. Ulning
(Außenpolitische
Betrachtungen) —
D. Traub (Politisch es
u. Sonntäglich es) —
Major Weberstedt, Major
Welsch, Prof. Dr. Wernle
u. a.

Absicht, nicht mehr in unserm Herzen, das gesunde turnerische Außenschwinge wieder plötzlich für sehr nötig hält, wirklich nicht mehr verstehen zu wollen.

Soviel vermag die ungeheuerliche Qual, die in die Seiten dieses Buches geprägt ist. Aber diese Qual — das müssen wir an den ungezählten Wegen, wo noch kein Ende abzusehen, sagen: verdient unsere innige Erkenntnis.

Der Roman ist ein großes Gebet: Ich bin wahr nach bestem Prüfen und Glauben, nun sei Du wahr! Die unheimliche Durchschüttung im Zusammengetriebensein der Geschlechter, aus Auge und Mund der Wind aller weiblichen Schwüre, die vielleicht aufrichtig sein möchten und es doch nicht können, die schwarzschwarze Tragödie der Unzulänglichkeit weiblichen Erwiderns und Haltens, in dieser Trostlosigkeit mündet das Thema. Rolf Berg gibt schließlich, nachdem wir getreu mitgegangen sind, die Antwort, die befriedigt. Das Rätsel Weib wird ihm doch unklar und enträtselft. Illusion, Magie, Mystik hat er zertreten; sein besserer genesener Traum baut sich noch mal hin, einzelnen gönnt er noch immer die Schönheit der Problematik, den Sinn seines Erlebens hat er bloßgelegt, und er interpretiert ohne Rest, wozu das Märtyrerthum gedient.

Dr. Walther Kühne

Robert Hohlaum: *Die Pfingsten von Weimar*. Roman. L. Staakmann, Leipzig. 1926. 275 Seiten, geb. 6.— RM.

Mit diesem Roman aus dem Zeitalter Lessings schließt Hohlaum eine Romantrilogie ab, deren erste Teile „Die deutsche Passion“ und „Der Weg nach Emmaus“ waren, und die uns durch die deutsche Werdezeit von Luther bis zur Klassik mit dem sicheren Blick des Kulturhistorikers, der zugleich ein Dichter ist, hindurchführt. An dem Leben Christian Moschewins, der aus einem Hauslehrer in Berlin zu einem Reisebegleiter der Gebrüder Stolberg wird, um als Konrektor eine Fahrt in das klassische Weimar zu unternehmen, läuft der Weg von dem Berlin Friedrich des Großen, Mendelssohns und Nicolais über Göttingen mit den Haindichtern nach Weimar, wo die Blüte des deutschen Geistes sich eben öffnet.

Ob er uns den Geist der Aufklärung oder den der Klopstockschwärmerei der Haindichter oder den der Wertherzeit oder endlich den des reifenden Goethe vor Geist und Herz stellt, immer trägt uns die Sicherheit eines epischen Gestalters von Bedeutung durch Szenen voller Kraft und überzeugender Anschaulichkeit. Was uns aber besonders fesselt, das ist der deutsche Geist, der das Ganze durchdringt. Er spreizt sich nicht wie undeutsches Ästhetentum, er tänzelt nicht wie westlicher Eitelkeit, er schreitet schlichten Schritt, bleibt sachlich und gestaltet ohne Eitelkeit den Geist jener ins bewußte Deutschland hineinschreitenden Zeit. Deshalb ist uns dieser Hohlbaum so lieb.

Ernst Lemke

Hans Freerk Blunk: *Von wilde Keerls in'n Brook*. Neue plattdeutsche Märchen. — Will-Erich Peuckert: *Die Sagen vom Berggeist* Rübezahl.

— Hans Wahlik: *Stilzel, der Kobold des Böhmerwaldes*. — Hans Freerk Blunk: *Von klugen Frauen und Füchsen*. Neue Folge der „Märchen von der Niederelbe“. Alle bei Eugen Diederichs-Verlag, Jena.

Drei neue Bände der Buchreihe „Deutsche Voltheit“ liegen vor. Hans Friedrich Blunk, der bekannte norddeutsche Dichter, erzählt plattdeutsche Märchen, bildhaft und klar, wie wir es von diesem bodenständigen Poeten nicht anders erwarten; Hans Pape hat zu dem Bande vier fernige Holzschnitte beigesteuert. Rübezahl-Sagen, illustriert durch 22 Holzschnitte aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, bietet Will-Erich Peuckert, während Hans Wahlik die unheimliche Gestalt Stilzels, des Böhmerwald-Kobolds, vor uns erstehen lässt; die beigefügten Holzschnitte Karl Rössings atmen die etwas schaurige Luft, in der die Geschichten des Buches spielen. Nicht im Rahmen der genannten Buchreihe erscheinend, aber ihr innerlich nicht fernstehend, sind Blunks Märchen von der Niederelbe, deren neuer Band wieder die starke, naturverwurzelte Begabung ihres Schöpfers erkennen lässt, in dem etwas lebendig ist von den Verfassern der alten Volksmythen, in denen Empfinden und Fühlen breiter Schichten Gestalt gewonnen.

Hans Gäfgen

Sophie Höchstetter: Königin Luise. Rich. Bong Verlag, Berlin.

Der überaus flüssig geschriebene historische Roman vermittelt ein sehr lebendiges und ergreifendes Lebensbild jener Königin auf dem Hohenzollernthron, die mit der größten Liebe, welche je einer Frau von einem Volke gespendet wurde, das tragischste, schwerste und bitterste Schicksal verbinden mußte. Es wird sich ohne sorgfältiges Quellenstudium nicht ermitteln lassen, inwieweit dieses Bild der Wahrheit nahe kommt. Sicher aber sehen wir die Königin in diesem Buche so, wie sie im Herzen der damaligen und aller folgenden Generationen des preußischen Volkes lebte und etwas näher, etwas natürlicher, etwas weniger idealisiert, darum um so hinreizender. Der Roman ist fast ohne Hemmungen geschrieben, zeugt von dem schriftstellerischen Können der Verfasserin und erhält durch eine große Anzahl von Wiedergaben zeitgenössischer Bilder eine gern begrüßte Bereicherung.

Wolfgang Federau

Schlesische Lebensbilder. 2. Band: Schlesier des 18. u. 19. Jahrhunderts. Preis geb. 7.— M. Verlagsbuchhandlung Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1. Herausgeber: Friedrich Andreat, Max Hippé, Karl Knötel, Otfried Schwayer.

Dieser zweite Band zeigt die Sammlung von Lebensbildern früherer Schlesier aus dem 19. Jahrhundert fort; er soll aber auch, wie das Vorwort sagt, das friderizianische Zeitalter in einer Reihe schlesischer Persönlichkeiten, denen für diese Epoche eine repräsentative Bedeutung zukommt, zur Anschauung bringen. Welche Fülle von künstlerischen und wissenschaftlichen Persönlichkeiten hat uns das schöne Schlesierland geschenkt. Es ist erfreulich, daß bei den Schilderungen, die uns Einblick in die schlesische Landschaft und Geschichte geben, gute Abbildungen beigefügt sind. In unseren Augen ziehen die wichtigsten Kulturbilder der für Schlesien bedeutendsten Zeiten vorüber, Zeiten, in denen es immer mehr mit Preußen verwuchs. Bei der Auswahl der geschilderten 60 Persönlichkeiten (teils in Schlesien geboren oder tätige Staatsmänner, Juristen, Heerführer, Theo-

logen und Philosophen), die von Geburt und Beruf aus den verschiedensten Klassen hervorgegangen sind, zeigt sich ein Gesamtgemälde, das uns tieferen Einblick in Schlesiens Charakter gibt. Die Herausgeber erfüllen eine Ehrenpflicht, wenn sie in den beiden letzten Beiträgen das Andenken der verstorbenen Mitarbeiter des ersten Bandes wahrzuhalten: Heinrich Graf York von Wartenburg, Felix Rachfahl, Jos. Parksch und Otto Röse.

Carl Lange

W. Dawatz und N. N. Lwow: Russlands letzte Helden. Eingeleitet und ins Deutsche übertragen von Herzog G. von Leuchtenberg. Verlag A. Laubereau, München. 1925.

Das Buch erzählt von den wechselseitigen Schicksalen, welche die letzten Reste der früheren kaiserlich-russischen Armee durchmachen mußten, als General Wrangel sie nach schweren Kämpfen und der Räumung der Krim nach Konstantinopel herüberführte. Die wenigsten von uns wissen um das schwere Dasein, das diesen Splittern des alten Riesenheeres hier beschert war. Fern der Heimat und dem Vaterlande, fast ohne Hoffnung auf einstmalige Rückkehr, von den früheren Verbündeten als unnütze Esser scheel angesehen, von Frankreich beleidigt, belogen und betrogen, führten diese Menschen auf Gallipoli und Lemnos mehr als ein Jahr hindurch ein bedrücktes, trauriges Leben — das Leben der Unstätigen und Wurzellosen, die nichts hinübergerettet haben als einen unbändigen, unveräußerlichen Glauben an die Wiederauferstehung ihres Vaterlandes. Im begrenzten Umkreis des Lagerlebens, auf fremdem Boden, kamen aber gerade die schönsten Tugenden des russischen Menschen, Zähigkeit, Geduldlosigkeit, Bescheidenheit und Tapferkeit entscheidend zur Geltung. — Das Buch erzählt von allen diesen unbekannten Taten und Schicksalen schlicht und sachlich, trotz gelegentlicher, etwas tönender Phrasen. Leider macht sich ein sehr schlechtes Deutsch, verbunden mit zahlreichen Druckfehlern und mangelhafter Interpunktions, des öfteren störend bemerkbar.

Wolfgang Federau

HAG

Kaffee Hag, der coffeinfreie Bohnenkaffee, kann Lungenkranken, die immer zu beschleunigter Herztätigkeit neigen, nicht genug empfohlen werden.

Prof. Dr. Möller (Deutsche Aerztezeitung)

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur
Zeitschrift des Deutschen Eichendorff-Bundes

Schriftleitung: Universitätsprof. Dr. Wilhelm Rosch
Graz (Österreich), Waldhof an der Ries



Älteste und einzige
Zeitschrift der Romantik im
deutschen Vaterland



Heftpreis M. 1.—

Verlag Lothar Schütte, Ulrichshof bei Augsburg

WILH. ZIEMER, G. M. B. H.
Liköre

KÖNIGSBERG i. Pr.

*

STEINDAMM 119/121

Wilhelm Bodtke **WURSTWAREN**
 Fleischermeister
ZOPPOT, Danziger Straße 3
 und Markt 2
 Tel.: 38 Tel.: 38

**nach pommerscher
 und thüringer Art**

[577]

M. A. Hasse Nachf., Danzig
 Zigarren- und Tabak-Fabriken

Kontor: Altstädtischer Graben 4/6. — Telefon 856

Fabrikation: Weidengasse 35/8, Tor 4 (Gewehrfabrik)
 Telefon 5514

[501]

Gegründet 1894 **CARL FIERKE** Gegründet 1894
 OLIVA, Danziger Straße 10-11

Fernsprecher 56

[628]

HOLZ- UND KOHLEN-HANDLUNG
BAU-MATERIALIEN

Fuhrwerks-Wage am Platze

28. Preußisch-Süddeutsche (254. Preuß.) Klassenlotterie

Zur **V. Klasse**, Ziehung **9. Februar** bis **11. März**, empfiehle

$\frac{1}{8}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{1}$	Lose
---------------	---------------	---------------	---------------	------

15.— RM. 30.— RM. 60.— RM. 120.— RM.

Postscheck:
Berlin 31 110.**STILKE, Lotterieeinnehmer,**
Berlin NW 7, Dorotheenstraße 60Postscheck:
Berlin 31 110

Möbel-Fabrik**H. Scheffler****Kunsttischlerei**gegr. 1876 **DANZIG** gegr. 1876**Preiswerte Wohnungs-Einrichtungen
in großer Auswahl**Fernruf 614
und 5762

Fabrik und Ausstellungsräume: Am Holzraum 3—4

[516]

Fernruf 614
und 5762**Paul Radtke****Pelzwaren-Mode-Haus**Gr. Wollwebergasse 11 **Danzig** (Paterre und I. Etage)
Telefon 1914 [569]**Pelzwaren**

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen

Größtes**Zeitungsausschnittsbüro der Welt****Adolf Schustermann, Berlin S016, Rungestraße 22-24**

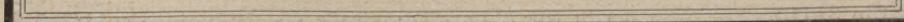
Gegründet 1891

liefert Ausschnitte aus dem textlichen u. Inseraten-
teil von 1000 Zeitungen u. Zeitschriften über jedes
Interessengebiet. Sonderabteilungen für Politik,
Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie, Baubranche.

Erste Referenzen — Sachgemäße Bedienung

Verlangen Sie unverbindliches Angebot

[626]



Adler-Apotheke

Oliva, Am Schlossgarten 12

Telephon Nr. 69



[620]

H. Geißler

Walter Frommann

Fleischermeister

Oliva, Markt 2 :: Telefon 5



[622]

Feinste Fleisch-, Wurst- und Aufschnittwaren

Ostseebad Zoppot

Die nordische Riviera

Herrliche Natur * Mildes Klima

Hochelegantes Kurleben

Moderne Seebadeanstalten

Warmbad mit sämtlichen medizinischen Bädern u. Inhalatorium

Trinkkuren nach Original Kissingen und Reichenhall

Kasino mit Roulette u. Baccara

Künstlerische Kurgartenkonzerte

Reichhalt. Vergnügungsprogramm

487]

Die Badekommission

Rationelle Haarpflege

661]

können Sie nur betreiben, wenn Sie die vorzüglichen und dabei äußerst preiswerten **Dr. Rumey's flüssige Seifen** anwenden.

Dr. Rumey's flüssige Teerseife

hervorragendes Wasch- und Haarpflegemittel, besiegt Schuppenbildung, verhindert Haarausfall, Fl. nur 1.25 Mk., 3 Fl. 3.50 Mk.

Dr. Rumey's flüssige Kamillenseife

f. Blondhaar, wunderbaren Glanz verleihend, wohltuende Wirkung. Fl. nur 1.25 Mk., 3 Fl. 3.50 Mk.

Köllnisch Wasser Champoo

mild, reinigend, wohltuend, schützt vor zeitigem Ergrauen und Ausfallen der Haare. Bei Migräne erfrischend und wohltuend. 6 Pakete nur 1.— Mk.

Versand gegen Nachnahme oder Voreinsendung auf Postscheckkonto Berlin 24633.
Bei Voreinsendung portofreie Lieferung.

Chem.-techn. Gesellschaft
von Malottki & Co. * Berlin NW. 40 * Reichstagsufer 1.

M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren

[568]

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.

Der Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“

ist in Angelegenheit der Zeitschrift jeden Donnerstag zwischen
11 und 1 Uhr vormittags im Büro der neu eröffneten Buchhandlung
Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27, zu sprechen (Telefon 5169).
Die Ostdeutschen Monatshefte sind von nun ab sowohl hier
wie im Zweiggeschäft Buchhandlung Stilke, Langfuhr, Haupt-
strasse 8 (Telefon 41182) zu haben und zu abonnieren. Die An-
zeigenverwaltung untersieht wie bisher Herrn Obersf. Weinlig

Die Anzeigen für den Freistaat Danzig werden von der Anzeigenabteilung der Ostdeutschen Monatshefte, Oliva bei Danzig, Schefflerstraße 2, Tel. Oliva 148, erledigt. Zahlungen aus dem Freistaat bitte dorthin zu richten.

Anzeigen für Elsif durch Georg Krause, Sprindgasse 4, für Brandenburg durch Hans Büttner, Charlottenburg, Havelsstraße 7, für Norddeutschland durch Arthur Wittmann, Hamburg, Eplanade 45, für das übrige Deutschland durch Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65. Bankkonto: Delbrück, Schidler & Co., Berlin W. Poststcheckkonto: Berlin 28 489.

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 75.—, DG. 95.— $\frac{1}{2}$ Seite RM. 45.—, DG. 57.—
 $\frac{1}{4}$ Seite RM. 25.—, DG. 31.— $\frac{1}{8}$ Seite RM. 15.—, DG. 19.—

Vorzugsplätze wie Umschlagseiten, Anzeigen vor dem Text, erste und letzte Seite nach dem Text

$\frac{1}{2}$ Seite RM. 90.—, DG. 114.— $\frac{1}{2}$ Seite RM. 50.—, DG. 62.—
 $\frac{1}{4}$ Seite RM. 30.—, DG. 38.—

Bei 3 × Aufnahme 10 %, bei 6 × 20 %, bei 12 × 30 % Rabatt.

Östdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

1. Jahrgang März 1921 Nr. 12

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergebeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

	Seite
Professor Fritz Braun: Galiziens Weltlage, mit Bild	1087
Julius Kothe: Die Bildwerke des Veit Stoß in Polen, mit Bildern	1091
Hans Weber-Lutkow: Zwischen Apfelbäumen	1102
Dr. Fr. Papée: Lemberg und seine Kunst und Kultur, mit Bild	1105
Dr. Leo Kofella: Krakau, mit Bild	1106
Hermann Sternbach: Gedichte	1112
Jakob Rollauer: Hormelpflege und Dichtung der deutschen Siedler Kleinpolens, mit Bildern	1115
D. Theodor Zöckler	1125
Hans Weber-Lutkow: Elegien aus Galizien	1126
Alexander Popowicz: Deutsche Art im Spiegel ukrainischer Dichtung	1127
Anton Mohylnytskyj: Halitsch	1135
Wassyl Stefanyk: Die Söhne	1135
Alexander Popowicz: Sonnenuntergang in Podolien	1141
Übersehungen aus polnischer Lyrik	1142
Hermann Sternbach: Galizien und Galizier in der deutschen Literatur	1143

Rundschau:

Betrachtungen aus Deutschgalizien	1148
Völkische Lebensfragen der Deutschen in Kleinpolen	1155
Wirtschaftsfragen der Deutschen Kleinpolens	1156
Pfarrer R. Heuer: Jugendwoche in Dornfeld	1157
Alexander Popowicz: Hermann Sternbach und sein Werk	1159
Hermann Sternbach: Hans Weber-Lutkow	1162
Julius Kothe: Zum Gedächtnis an August von Effenwein	1164

Buchbesprechungen

1166 – 1168

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27
Berlin NW 1, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2
Telefon: Oliva 148

Dresdner Bank

in

Danzig

Langermarkt 12/13

557]

Ostseebad

130

ZOPPOT

Kasino mit Roulette- und Baccaratspiel

Stadttheater

Konzerte

Wintersport

Eis- und Rodelbahn,
Skigelände mit Sprungschanzen

Warmbad mit sämtl.
medizinischen Bädern und Inhalatorium

Kurhaus, Hotels und Pensionen geöffnet

Die Badekommission.

**Danziger Bank
für Handel und Gewerbe**
Aktiengesellschaft
Langermarkt 30
mit
Depositenkasse Zoppot
Markt 3

570]



Aktienkapital und Reserven
G. 2 000 000.—



**Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte**

LUDWIG RÖHRSCHEID

BUCHHANDLUNG · KUNSTHANDLUNG · ANTIQUARIAT

BONN, AM HOF 28 Gegründet im Jahre 1818 **FILIALE TRIER**
FERNSPR. NR. 723 Älteste Firma am Platze **BRÜCKEN-STR. 13**
Großes Lager aller wichtigen Neuerscheinungen

Besonders gepflegte Wissensgebiete:

Medizin · Philologie · Jus · Volkswirtschaft · Kunst · Literatur
Politik · Geschichte

Unverbindliche Ansichtsendung nach auswärts
Einrichtung von Volksbibliotheken · Fachmännische Beratung
Auf Wunsch werden kostenlos verschickt:

Das
Antiquariat
umfaßt zirka
100 000 Bände
der gesamten
Weltliteratur

Katalog	143: Theologie
„	148 u. 149: Naturwissenschaften
“	150: Rheinische Heimatkunde
“	151: Klassische Sprach- wissenschaft
“	152: Neuere Sprachwissen- schaft
“	153: Orientalia

Ankauf ganzer
Bibliotheken
Reiches Lager
an
Kunstdrucken
und Originalen

Verlangen Sie meine **MONATSBERICHTE „EINST UND JETZT“**
und meinen **WEIHNACHTSKATALOG** (über 3000 Titel)

Technische Hochschule Danzig

Die Einschreibungen für das Sommersemester 1927 finden in der Zeit vom 1. bis 30. April 1927 statt. Angehörige fremder Staaten (außer Deutschland und Polen) haben Aufnahmegerüste 4 Wochen vor Beginn der Einschreibefrist einzureichen. Beginn der Vorlesungen gegen den 25. April 1927. Programmversendung gegen Einsendung von 1 Reichsmark einschl. Porto. Anrechnungen von Semestern und Prüfungen an deutschen Hochschulen unverändert wie bisher. Der Rektor.

[59]

UT-Lichtspiele



D A N Z I G
am Hauptbahnhof

Gute Musik

Erste
Künstler

Vorführung
4, 6, 8 Uhr

Danzigs größtes und vornehmstes Lichtspieltheater :: Ur- und Erstaufführungen von Filmen neuester Produktion Die UT-LICHTSPIELE gehören zum Theater-Konzern der Universum-Film-Aktiengesellschaft „Ufa“ Berlin, die über rund 120 Theater, mit ca. 100000 Sitzplätzen verfügt

AUGUST MOMBER G.M.
Gegründ. B.H.
1836 Danzig, Dominikswall 9-10 Fernspr.:
123

Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung

Teppiche + Klubmöbel
Gardinen + Innendekorationen
Betteinrichtungen + Leinenwaren

[574]

Einziges Spezialhaus am Platze

J. J. BERGER AKT.-GES.

Danzig, Hundegasse 59



Fabrik der beliebten „DREIRING“-
Haus- und -Toiletteseifen und -Seifenpulver

[578]

Commerz- und Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig, Langermarkt 14

Telegrammadresse: Hanseatic :: Telephon: 306, 5444, 5445, 7086

[572]

Volkskalender für das Jahr

1927

Danziger Bote

Herausgeber C A R L L A N G E

Verlag ED. WESTPHAL-Danzig

Ein Abreißkalender auf Kunstdruckpapier, in allerbester Ausstattung, zu billigem Preise
1.60 RM oder 2 Gulden

Jede Woche begleitet ein charakteristisches und interessantes Bild Danzigs oder seiner schönen abwechslungsreichen Umgebung. Ein zu jedem Bilde gehöriger Text befindet sich auf der Rückseite der Bilder. Originalaufnahmen von Ilse Macholz-Oliva verschönen den so inhaltsreichen neuen DANZIGER KALENDER

Betrag von 1.60 RM auf Konto Ed. Westphal für Deutschland Stettin, Postscheck 3087
für Danziger 2 Gulden
Danzig, Postscheck 8087

[655]

Kasino Zoppot

Freie Stadt Danzig

Roulette *

Baccard

Das ganze Jahr geöffnet

Auskunft in Berlin:

Verkehrsbank A.-G.

Kurfürstendamm 237

Fernsprecher: Bismarck 4499-4501

in Zoppot:

Verkehrsbüro des Kasinos

**„Sport und Gesundheit“ • „Ich
helfe Dir“ • „Für die Familie“ • „Zu-
friedenheit“ • „Nach der Arbeit“**

**Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen**

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[329]

**Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
mern, Kreis Marienburg, Marienwerder
u. die Grenzmark Posen - Westpreußen**

**EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9**

**Vertriebsstelle der Karten des Reichsamts für Landesaufnahme
(früher Generalstabskarten) für den Freistaat Danzig**

Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27

Telephon: 5169

Postscheckkonto: 1621

Um den vielen Interessenten im Freistaat Danzig den Bezug der Karten des Reichsamts für Landesaufnahme zu erleichtern, habe ich eine Vertriebsstelle eingerichtet und führe ein großes Lager der für Danzig wichtigsten Karten, wie

**Meßtischblätter 1 : 25.000,
Reichskarten 1 : 100.000,
Einheitsblätter 1 : 100.000,
D.M. (Motorfahrer) Karten 1 : 300.000 usw.**

In vorkommenden Fällen bitte ich um Ueberweisung der geschätzten Bestellungen.